



2. Heft | 4. Februar 1915

LUDWIG QUESSEL · EIN HALBES JAHR WELT-KRIEG



SETZT sind 6 Monate seit dem Ausbruch des ungeheuren Krieges verfloßen. Gewaltiges ist in dieser Zeit von unseren Volksgenossen in Waffen geleistet worden. Wie am ersten Tag des Krieges steht auch heute hinter dem Heer und der Flotte das deutsche Volk in unerschütterter Eintracht. Erstaunlich selbst für den, der unserer Volkswirtschaft Großes zutraute, ist die günstige Lage des deutschen Arbeitsmarkts, dessen Ziffern geradezu der Zeit aufsteigender Konjunktur entsprechen. Freilich wird man auch zugeben müssen, daß die Hoffnungen auf eine schnelle Entscheidung, die der glänzende Anfang des Krieges hervorrief, sich nicht erfüllt haben. Wir wissen jetzt, daß der Lärm der Waffen im neuen Jahr noch nicht so bald verstummen wird.

Es ist hier und da die Meinung geäußert worden, daß eine kritische Betrachtung der Ereignisse, die zum Krieg geführt haben, gegenwärtig von geringem Nutzen sei, da es im Völkerleben keinen Richter gibt, und über das Schicksal der Nationen nicht Recht und Gerechtigkeit, sondern die militärische Kraft und Stärke entscheidet, die keineswegs immer ein entsprechender Ausdruck der sittlichen und geistigen Größe eines Volkes ist. Gewiß ist es richtig, daß eine wahrheitsgemäße Darstellung jener Ereignisse der Vergangenheit den Gang der militärischen Ereignisse nicht beeinflussen kann. Auch der Verlauf der diplomatischen Verhandlungen der kriegführenden Völker mit denjenigen der neutralen Staaten, bei denen ein mehr oder minder ausgesprochener Wille vorhanden ist aktiv in den Weltkrieg einzugreifen, kann durch den Nachweis, wer von den beiden im Krieg stehenden Völkergruppen den Krieg gewollt oder herbeigeführt hat, kaum irgendwie beeinflusst werden. Denkt man jedoch nicht an den Krieg selbst sondern an den Frieden, der über lang oder kurz doch einmal dem Krieg folgen muß, so ist Klarheit über die Ereignisse, die dem Krieg unmittelbar vorausgingen, von unschätzbarem Wert. Ist man zum Beispiel der Meinung, daß die von teuflischen Plänen erfüllte russische Kriegspartei die friedliebenden Westmächte wider Willen in den Krieg gezerrt hat, so wird man naturgemäß verlangen, daß unsere Diplomatie ihre Hauptanstrengungen gegen Petersburg richtet. Zu einer ganz andern Auffassung wird man aber kommen, wenn man für ein Weltreich wie das russische das Streben nach einem eisfreien Hafen, der seinem Handel auch in den Wintermonaten den Zugang zu den Weltmeeren offen hält, an und für sich als natürlich anerkennt und die Schuld Rußlands nur darin erblickt, daß es dieses sein Ziel

nicht mit den richtigen Mitteln erstrebt hat. Ganz zutreffend hat der Gouverneur von Puttkamer im Tag vom 21. Januar ausgeführt, daß Rußland jenes Ziel, für das es in erster Linie in den Krieg zog, fast ohne Kampf durch eine Verständigung mit den Zentralmächten hätte erreichen können: »Wieviel leichter hätte Rußland es gehabt, wenn es sich beizeiten den bequemen Zugang zum Persischen Meerbusen gesichert hätte, von wo aus ihm der ganze Ozean offen stand. Eine leistungsfähige Bahn durch Persien; und das Ziel war erreicht, ohne Aufwendung der jetzigen ungeheuren Opfer. Denn wer wollte das Zarenreich an einem solchen Vorgehen hindern? Persien doch nicht und nicht die Türkei und nicht die Mächte des Dreibunds. Jeden dort etwa drohenden militärischen Widerstand konnte Rußland mit Leichtigkeit niederzwingen. Nur für England wäre eine solche Politik verhängnisvoll geworden, denn da wären seine indischen Interessen aufs höchste gefährdet und sein Prestige in Asien ernstlich bedroht gewesen. Um das zu verhindern, haben die englischen Politiker alles daran gesetzt und es sogar fertig bekommen aus dem Gedächtnis der Russen die Tatsache auszulöschen, daß England seinerzeit in hinterlistigster Weise Rußland durch Hilfe Japans um den Besitz von Port Arthur gebracht hat; und gerade Port Arthur war der einzige eisfreie Hafen, über den Rußland damals verfügen konnte! So lange wurde den Russen eingeredet, nur in England liege ihr Heil, bis sie ganz betört es geglaubt haben.«

Wer den Lauf der Geschehnisse bis zum Krieg unbefangen würdigt, kann sich nach meiner Überzeugung der Einsicht nicht verschließen, daß die russische Kriegspartei, die England und Frankreich zu schieben glaubte, tatsächlich von England geschoben wurde. Wenn der neue Staatssekretär Dr. Helfferich in seiner Untersuchung über die Entstehung des Weltkriegs in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 26. Januar dieses Jahres Rußland als den »Brandstifter«, England aber nur als »Mitschuldigen« hinstellt, so bezieht sich die Charakterisierung der Rollen, die beide Mächte gespielt haben, offensichtlich nur auf den Anlaß des Krieges und die Ereignisse, die ihm unmittelbar vorausgingen, nicht auf die tieferen Ursachen, die ihn vorbereitet haben. Rußland hat den Holzstoß in Brand gesetzt, den England in jahrzehntelanger, sorgfältiger Arbeit aufgeschichtet hat. Das kann man auch gerade aus jener Darstellung ersehen. Denn von den Kräften, durch die Dr. Helfferich die Haltung jeder der drei Mächte bestimmt sieht, bedeuten die von ihm für England angegebenen (»der Handelsneid gegen jede aufstrebende Wirtschaft, dazu die instinktive Gegnerschaft zur stärksten Kontinentalmacht und die Tradition der gewaltsamen Unterdrückung jedes kontinentalen Strebens nach Seeegeltung«) die weitest am schwersten wiegenden Gründe, die wirklich unausgleichbaren Gegensätze. Auch aus dieser Verwertung »der von den Dreiverbandsmächten selbst gelieferten Beweisstücke« ergibt sich mit hinreichender Deutlichkeit, daß die eigentliche Triebkraft, die zum Krieg gegen Deutschland führte, in England zu suchen ist, das Rußlands Streben in eine ihm genehme Bahn leitete. Weit besser noch als aus den Weiß-, Gelb-, Orange- und Rotbüchern geht dieser Zusammenhang der Dinge aus dem Gang der Ereignisse in den letzten Jahren hervor.



Bei einem Rückblick auf das Schicksalsjahr 1914, das uns den größten und blutigsten Krieg brachte, der je unter den Völkern dieser Erde ausgefochten worden ist, fällt heute zunächst die fast grotesk anmutende Tatsache ins Auge, daß von der Presse in diesem Jahrhundert noch kein Jahr bei seinem Beginn, was die Möglichkeit es im Frieden zu beenden anlangt, so günstig beurteilt worden ist wie

das erste Jahr des Weltkriegs. Und wie die Neujahrsartikel der Presse, so atmeten auch die Neujahrsreden der Staatsmänner einen kräftigen Optimismus. So vertrat in einem Neujahrsgespräch mit einem englischen Journalisten der Schatzkanzler Lloyd George die Ansicht, daß ihm das Jahr 1914 sehr geeignet scheine, um in eine genaue Prüfung der Rüstungsausgaben einzutreten. Als Gründe dafür führte er an, daß »die Beziehungen zu Deutschland unendlich viel freundschaftlicher« seien als seit Jahren und überall in Westeuropa »eine Reaktion gegen den organisierten Wahnsinn der Rüstungsvermehrungen bestehe«.

Selbst diejenigen Politiker, die auf Grund des Studiums der englischen Geschichte seit der glorious revolution der Ansicht zuneigen, daß es immer sehr ratsam ist an den Krieg zu denken, wenn britische Staatsmänner vom Frieden reden, fühlten sich diesmal durch die Friedensstimmung des Lloyd Georgeschen Neujahrsinterviews nicht beunruhigt. Das kam daher, daß in der Tat der politische Horizont zu Neujahr 1914, verglichen mit der Gewitterstimmung zu Beginn des Jahres 1913, geradezu wolkenlos erschien. Man erinnere sich, daß der Zusammenbruch der osmanischen Wehrmacht während der Monate Oktober, November und Dezember 1912 zu Beginn des Jahres 1913 eine ungeheure Spannung geschaffen hatte, die zu einer plötzlichen Entladung in einem europäischen Krieg zu drängen schien. Gerade zur Zeit der Jahreswende schien die Hoffnung den Balkankrieg zu lokalisieren auf den Nullpunkt gesunken zu sein. Serbien zog immer größere Truppenmassen aus Mazedonien nach den österreichisch-ungarischen Grenzen zusammen und schien, auf die Hilfe Bulgariens und des revolutionären Irredentismus in Bosnien und der Herzegowina bauend, zur Entscheidung durch den Krieg bereit. Rußland mobilisierte seine Streitkräfte in den südwestlichen Gouvernements und rief durch kaiserlichen Ukas vom 27. Dezember 1912 zum 2. Januar 1913 die Reservisten von 4 Jahrgängen ein. In gefährlicher Weise von Serbien und Rußland bedroht, hatte Österreich-Ungarn nach und nach 2 Armeen mobil gemacht und hielt sie zur Verteidigung seiner südöstlichen Grenzen bereit. In banger Sorge sahen die Zentralmächte dem Schicksalstag entgegen, wo das nach der Adria drängende Serbentum die Brandfackel des Krieges nach dem Westen schleudern würde. Die eigentlich politische Führung des Serbentums lag damals wie heute in den Händen der russischen Panslawisten. In Petersburg hatten die Siege der Balkanslawen einen wahren Paroxysmus chauvinistischer Begeisterung entfacht, der sich in heftigen Angriffen auf Österreich entlud.

Wenn im Frühjahr 1913 die Friedenspartei in Petersburg sich doch stark genug erwies dem nach der Adria drängenden Serbentum eine entschiedene Absage zu erteilen, so lag dies daran, daß der Panslawismus in London damals keine Stärkung und Aufmunterung erfuhr. England hielt die Stunde für den Weltkrieg noch nicht für gekommen. Der Kreis der feindlichen Staaten, die Deutschland niederringen sollten, war noch nicht fest genug geschlossen. Die zwar geschlagene, aber durch Verstärkungen aus Kleinasien wieder recht aktionsfähig gemachte türkische Armee hielt einen großen Teil des bulgarischen und griechischen Heeres gebunden. Wir wissen aus zahlreichen Äußerungen der jungtürkischen Presse, daß man in Konstantinopel, nach den vergeblichen Versuchen der Jungtürken durch heftige

Vorstöße an der Tschataldschalinie eine Änderung der Kriegslage herbeizuführen, alle Hoffnungen auf den Ausbruch eines allgemein europäischen Krieges setzte. In London hielt man aber Ägyptens wegen es nicht für ratsam eine Situation zu schaffen, in der die Türkei ihr militärisches Prestige wieder hätte herstellen können. Als weiteres Moment, das die britischen Staatsmänner im Frühjahr 1913 bestimmte dem Panlawismus keinen Ansporn zu geben, kam das Zusammenhalten Italiens mit Österreich-Ungarn in der Adriafrage. In einer Zeit, wo das Slawentum die Ostküste der Adria von Valona bis Antivari beherrschte, wäre es für die Presse der Tripelentente sehr schwer gewesen die Leidenschaft der italienischen Irredenta gegen Österreich-Ungarn zu entfachen. Dazu kamen die tiefen Gegensätze unter den Balkanverbündeten über die Verteilung der Beute und die zweifelhafte Haltung Rumäniens. Angesichts dieser Lage hielt man es in London für ratsam den Weltkrieg noch zu vertagen.

Nach dem Bukarester Frieden vom 10. August 1913 stand für alle Friedensgläubigen die Diplomatie der Tripelentente im herrlichsten Glanz da. Die Aufteilung der europäischen Türkei war vollzogen, ohne daß eine der beteiligten Großmächte in ihren Interessen verletzt schien. Diplomatische Kunst hatte es fertig gebracht den Balkankrieg zu isolieren und, nachdem die Waffen gegen die Türkei und Bulgarien entschieden hatten, in den Friedensverhandlungen die widerstreitenden Interessen zu einem Ausgleich zu bringen. Die fortdauernden Wirren in Albanien schienen neben den Friedensgarantien, die der Bukarester Friedensvertrag geschaffen, ohne Belang, da allgemein angenommen wurde, daß, solange Österreich-Ungarn und Italien einig darin seien das neu aufgerichtete Großserbien nicht an die Adria gelangen zu lassen, der Panlawismus außerstande sei von Albanien aus den europäischen Frieden zu gefährden. Vor allem aber schien der Ausgang der Balkanwirren den Beweis erbracht zu haben, daß die britische Regierung nicht nur die Macht sondern auch den Willen habe den Frieden Europas zu erhalten.

Es gab freilich auch Männer, die die Dinge anders sahen und in das friedensgläubig gestimmte Neujahrskonzert von 1914 beunruhigende und aufregende Töne brachten. Zu ihnen zählten in erster Linie die Militärs. Auf Grund ihres Berufs gewohnt die internationalen Beziehungen vom Standpunkt der Landesverteidigung aus zu betrachten, gelangten sie über die Friedenssicherung im Jahr 1914 zu einer sehr pessimistischen Prognose. Ausgehend von der Zusammenkunft des Königs von England mit dem Kaiser Franz Joseph im August 1907 in Ischl, die der britischen Regierung die Erkenntnis brachte, daß weitere Versuche Österreich-Ungarn zu England, Frankreich und Rußland hinüberzuziehen zwecklos seien, wiesen sie darauf hin, daß unter britischem Einfluß die auf die Aufteilung Österreich-Ungarns gerichtete panslawistische Agitation einen gefährlichen Umfang erreicht hätte. Der Panlawismus verfare mit den österreichisch-ungarischen Provinzen bereits wie mit herrenlosem Gebiet, das man beliebig verschenken und besetzen könne. Italien biete man außer dem Trentino und Triest noch Dalmatien, Rumänien locke man mit den siebenbürgischen Komitaten, Bulgarien verspreche man die Rückgabe der im Frieden zu Bukarest verlorenen mazedonischen Gebiete, sobald Serbien Bosnien und die Herzegowina sich einverleibt hätte. Das Flammenmeer territorialer Begehrlichkeit, mit dem

der Panslawismus und die britische Einkreisungspolitik die Donaumonarchie im Süden und Osten umgeben hätten, hätte eine militärische Lage geschaffen, die sehr, sehr ernst zu beurteilen wäre. Im Fall eines europäischen Konflikts im Jahr 1914 brauche Österreich-Ungarn zur Sicherung seiner Grenzen gegen Großserbien-Montenegro 4 kriegsstarke Korps. Die Entfremdung Rumäniens von den Zentralmächten mache die Aufstellung einer Grenzwehr von 5 Korps notwendig. Da ferner damit gerechnet werden müsse, daß es England und Frankreich gelingen werde im Fall eines europäischen Konflikts die italienische Irredenta gegen Österreich aufzupeitschen, so müsse die Donaumonarchie für den Grenzschutz gegen Italien 2 Korps bereithalten. Das Resultat sei, daß Österreich 11 von seinen 16 Armeekorps zur Sicherung seiner südlichen und südöstlichen Grenzen brauche. Für den Kampf gegen Rußland blieben ihm mithin nur 5 Armeekorps übrig. Noch nie sei für die Tripelentente die militärische Lage so günstig gewesen wie 1914. Man müsse daher bestimmt damit rechnen, daß England die nächste politische Gelegenheit ergreifen werde, um eine kriegerische Entscheidung herbeizuführen.

Zu einer ähnlich pessimistischen Anschauung gelangten die Politiker, die die alles Maß übersteigenden Rüstungen der Tripelentente als eine gewichtigere Tatsache zur Beurteilung der Absichten der britischen Außenpolitik ansahen als die unverbindlichen Friedensreden englischer Minister. Zunächst wiesen sie auf die Einführung der 3jährigen Dienstzeit in Frankreich hin, die gleichbedeutend sei mit der Mobilmachung eines Jahrgangs der Reserve, und auf die letzte gewaltige Steigerung des Rekrutenkontingents in Rußland. Und dazu die Rüstungen zur See. Wenn Frankreich zur selben Zeit, da England 21 Großkampfschiffe teils in Bau gebe teils selbst ausführe, sein Schiffsbauprogramm um 12 Großkampfschiffe erweitere, die alle 1915 und 1916 fertiggestellt sein sollen, und wenn Rußland mit Hilfe französischer Milliarden einen ähnlichen plötzlichen Sprung im Ausbau seiner Flotte vornehme, und zwar mit dem gleichen Ziel der Schaffung einer gewaltigen Flotte für die Jahre 1915 und 1916, so könne man darin nur die unmittelbare Vorbereitung des Weltkriegs sehen. Im Jahr 1915 werde die Tripelentente gegenüber den Zentralmächten eine militärische Überlegenheit zu Wasser und zu Lande erreichen, wie sie im 20. Jahrhundert noch nicht zu verzeichnen war. Es sei eine naive Auffassung, daß ein so typischer Erobererstaat wie Großbritannien, der durch ununterbrochene Kriegführung in den letzten 3 Jahrzehnten ein Ländergebiet, größer als der europäische Kontinent, seiner Herrschaft unterworfen habe, und der es als sein Recht ansehe alle Gebiete der Erde entweder selbst zu okkupieren oder sie seinen Verbündeten zur Okkupation zu überlassen, diese gewaltige Rüstung der Tripelentente als Friedensinstrument benutzen werde. Großbritannien sei nur friedlich, wenn es dies sein müsse.

Die kriegerischen Absichten Großbritanniens traten aber bereits bei der Annexionskrise 1909 in Erscheinung. Bekanntlich veranlaßte die jungtürkische Revolution den russischen Außenminister Iswolskij der österreichisch-ungarischen Regierung den Rat zu erteilen die militärische Okkupation von Bosnien und der Herzegowina in eine Annexion zu verwandeln, um Klarheit in die staatsrechtlichen Verhältnisse zu bringen und ein für allemal jeden Zündstoff zu späteren Verwickelungen zu beseitigen. Man

kann auch annehmen, daß Iswolskijs Ratschlag ehrlich gemeint war. In der Tat änderte ja die Annexion an den tatsächlichen Verhältnissen nichts; sie verminderte sogar das Machtgebiet der Donaumonarchie, da Österreich-Ungarn zugunsten der Türkei auf die durch den Berliner Vertrag erhaltenen Rechte auf das Sandschak Nowibasar verzichtete. Wir wissen heute, daß der Sturm, den die Annexion trotz alledem in Serbien und Rußland entfachte, auf britische Intrigen zurückzuführen ist. Da die Donaumonarchie nicht für die Einkreisungspolitik zu gewinnen war, sollte sie zusammen mit Deutschland vernichtet werden. Wenn die Londoner Kriegspolitik 1908 scheiterte, so lag das lediglich daran, daß Rußland sich für einen Waffengang mit den Zentralmächten noch nicht stark genug fühlte. In London empfand man es bitter, daß der vielversprechende diplomatische Aufmarsch von 1909: Serbien, Türkei, Rußland, Frankreich, Italien und Großbritannien gegen Österreich-Ungarn und Deutschland nicht zu einem militärischen fortentwickelt werden konnte. Gerade der Verlauf der Annexionskrise zeigt sonnenklar, daß die Kriegstreiber ihr großes Hauptquartier nicht in Petersburg sondern in London hatten.

Hält man sich die wesentlichsten Tatsachen der Marokkokrisen von 1905-1906 und 1911, der Annexionskrise von 1909 und der Balkankrise von 1912-1913 vor Augen, so ist in der Tat nicht schwer einzusehen, daß die Bemühungen der Tripelentente für das Jahr 1915-1916 ein gewaltiges Landheer und eine riesenhafte Flotte zu schaffen gleichbedeutend mit der Vorbereitung des Krieges waren. Der Umstand, daß zu Beginn des Jahres 1914 eigentlich gar kein Konfliktsstoff vorhanden war, war jenen alles Maß übersteigenden und von einem ausgesprochenen Kriegswillen diktierten Rüstungen gegenüber von geringem Belang. In London wußte man, daß die panslawistische Propaganda in Galizien und der Bukowina und die großserbische Irredenta in Bosnien und der Herzegowina zu gelegener Zeit den Konfliktsstoff schon schaffen werde, wenn die fortschreitende Entwicklung wider Erwarten keinerlei Interessengegensätze zutage fördern sollte. Daß den Regierungen der Zentralmächte der Kriegswille der Tripelentente nicht unbekannt war, ging aus der Petersburger Korrespondenz der Kölnischen Zeitung vom 2. März 1914 hervor, in der mit großer Sorge auf die wachsenden Rüstungen Rußlands hingewiesen wurde. Die alarmierenden Darlegungen des offiziellen Blattes, daß auch die russischen Kriegsvorbereitungen, die spätestens im Herbst 1917 beendet sein würden, sich gegen Deutschland richteten, erzeugten auf der Pariser und der Petersburger Börse vorübergehend eine recht tiefe Beunruhigung, während die sozialdemokratische Presse darin nichts anderes sah als einen Versuch des Rüstungskapitals Stimmung für neue Aufträge zu schaffen. Wie wenig berechtigt diese optimistische Auffassung unserer Parteipresse war, zeigten einige Tage später die Meldungen der panslawistischen Presse, daß die englische Regierung sich entschlossen habe die Entente mit Rußland in ein Bündnis umzugestalten. Die Bestürzung, die dadurch unter den Friedensfreunden hervorgerufen wurde, versuchte der Temps am 10. April durch eine Londoner Meldung abzuschwächen, in der jene Mitteilung der panslawistischen Presse zwar nicht als unrichtig, aber als »übertrieben« bezeichnet wurde. In das selbe Horn wie der Temps stießen am 16. April auch die Times, die auf die Frage des französischen Professors Ernest Lavisse, ob zwischen Frankreich,

England und Rußland Vereinbarungen über ein gemeinsames militärisches Handeln getroffen seien, ausweichend antworteten, daß die englische Demokratie keinen Präventivkrieg wolle. Am 21. April traf das englische Königspaar in Paris ein und wurde von der Bevölkerung wie von der Presse enthusiastisch begrüßt. Bedeutungsvoller als die ziemlich nichtssagenden Trinksprüche, die in Paris gewechselt wurden, war eine Erklärung des Spezialkorrespondenten des Reuterschen Bureaus, der den König auf seiner Pariser Reise begleitete, und die in Abrede stellte, daß der Pariser Besuch des englischen Königs ein »neues, formelles und schriftliches Abkommen« zwischen England und Frankreich herbeigeführt habe. Der Ton wird hier auf »neu«, »formell« und »schriftlich« gelegt. Zugleich wurde aber auch gesagt, daß in den englisch-französischen Beziehungen »keine formellere Art und Weise notwendig sei«. Über die brennende Frage, ob England Frankreich militärisch unterstützen werde, wenn Rußland es in einen Krieg gegen Deutschland hineinziehe, gab das Reutersche Bureau keine Auskunft. Die Frage Lavisses blieb unbeantwortet. Entsprechend jener Reutermeldung vom 22. April verneinte Grey im Unterhaus am 28. April die Frage, ob für den Fall kriegerischer Eventualitäten auf dem Kontinent von Frankreich und Rußland »ein weiteres militärisches Einvernehmen« gefordert worden sei.

Von großer Bedeutung für die Frage der Erhaltung des Friedens waren auch die Ereignisse in Frankreich vom 1. bis zum 16. Juni. Am 1. Juni gab das Ministerium Doumergue seine Demission, in der Erkenntnis, daß trotz der linken Mehrheit, die die Wahlen vom 6. und 10. Mai ergeben hatten, keine Majorität in der Kammer vorhanden sei, die gewillt wäre jene neue durch das Dreijahrgesetz geschaffene und an der deutschen Grenze konzentrierte Armee von 280 000 Mann, von der der Abgeordnete Lefèvre am 12. März Jaurès gegenüber so rühmend gesprochen hatte, durch Rückkehr zur 2jährigen Dienstzeit wieder aufzulösen. Für das Mißtrauensvotum, das die unfizierten Sozialisten unter Jaurès' Führung dem Ministerium Viviani aussprachen, weil dieses die Auflösung der auf das kategorische Gebot der russischen Kriegspartei hin gebildeten und gegen Deutschland an der Ostgrenze aufgestellten neuen Armee auf den Sankt Nimmerleinstag vertagte, stimmten am 16. Juni von den bürgerlichen Parteien nur 26 Mann. Am 13. Juni hatte die Agence Havas in einer Petersburger Depesche das neugewählte Parlament auf den Artikel der Petersburger Börsenzeitung aufmerksam gemacht, als dessen Verfasser der russische Kriegsminister Suchomlinow offen angegeben wurde: »Rußland ist bereit, Frankreich muß es ebenfalls sein.« Der an die Kammer gerichteten Aufforderung des Artikels das Dreijahrgesetz aufrechtzuerhalten entsprach der am 16. Juni mit überwältigender Mehrheit gefaßte Beschluß.

Während man in Petersburg und Paris den Krieg zu Lande vorbereitete, traf man in London und Petersburg wichtige Abmachungen über den Krieg zur See. Aus der Rede des Reichskanzlers vom 2. Dezember wissen wir, daß in den ersten Monaten des Jahres 1914 in London und Petersburg geheime Verhandlungen geführt wurden zu dem Zweck ein englisch-russisches Flottenabkommen zustande zu bringen. Ungefähr zur selben Zeit, da das französische Parlament die Aufrechterhaltung der neuen 280 000 Mann zählenden Armee beschloß, gelangte auch das Flottenabkommen zwi-

schen Rußland und England zum Abschluß. Die Öffentlichkeit freilich erfuhr davon nichts. Als der britische Liberale King, beunruhigt durch die Artikel der panslawistischen Presse, am 11. Juni im Unterhaus fragte, ob irgendein Flottenabkommen zwischen Rußland und Großbritannien geschlossen sei, stellte Grey dies wider besseres Wissen in Abrede. Am 23. Juni stimmte die Duma dem Verbot der Pferdeausfuhr über die europäische und die Schwarze Meer-Grenze zu und bewilligte die Kredite zur schnellern Herstellung neuer Pulverfabriken und zur Anschaffung von Minen. 5 Tage später wurde Franz Ferdinand in Sarajewo von serbischen Panslawisten ermordet.



S ist müßig darüber Betrachtungen anzustellen, ob ohne die Mordtat in Sarajewo der Weltkrieg im Jahr 1914 ausgebrochen wäre. Nach allem, was man über die Kriegsvorbereitungen der Tripelentente erfahren hat, kann man wohl sagen, daß ihr der Ausbruch des Krieges im Herbst des Jahres 1915 willkommener gewesen wäre. Doch waren die Kriegsvorbereitungen so weit gediehen, daß den leitenden Persönlichkeiten in London, Paris und Petersburg der Krieg auch 1914 nicht ungelegen kam. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß, als die deutsche Regierung zu Anfang Juli in London auf die ersten Gefahren aufmerksam machte, die die Marinekonvention mit Rußland für den Weltfrieden in sich berge, diese Warnung von Grey mit stiller Heiterkeit aufgenommen wurde. Zwei Wochen später erklärte Großbritannien, daß es auf der Seite Rußlands gegen Deutschland fechten werde.

Die Verkettung der Geschehnisse läßt sich nun wie folgt darstellen:

Die französische Republik, von der Hoffnung geleitet die Stellung als drittes europäisches Weltreich wiederzugewinnen, läßt sich durch das Versprechen militärischer Hilfe seitens Englands dazu bestimmen Rußland enorme Summen zu militärischen Zwecken zu leihen. Das Zarenreich glaubt sich zu diesen Rüstungen sittlich verpflichtet, weil man es in London auf die Gefahr einer angeblichen Ägyptisierung der Türkei unter dem Schutz Deutschlands aufmerksam gemacht, und weil man dort auch Österreich als reif für die Aufteilung bezeichnet hat. Zugleich bestärken die Verhandlungen über die Marinekonvention in Petersburg die Überzeugung, daß der russisch-englische Gegensatz wegen der Beherrschung des Bosphorus und der Dardanellen gegenstandslos geworden sei, da England nichts mehr dagegen einzuwenden habe, daß beide Meerstraßen sich in ein russisches Suez verwandeln. Die mit französischem Kapital ausgeführten russischen Rüstungen wirken dann wieder auf Frankreich zurück. Macht sich Rußland zum Krieg bereit, so muß Frankreich das selbe tun. In der Tat erfolgt (nicht ohne schwere innere Erschütterungen) im Jahr 1913 die Aufstellung einer neuen kriegsfertigen Armee von 218 000 Mann an der Ostgrenze der Republik. Die Versuche der französischen Friedensfreunde die neue Armee zur Auflösung zu bringen scheitern. Die russische Parole »Rußland ist bereit, Frankreich muß es ebenfalls sein« wird von der Agence Havas begierig aufgegriffen, und ihre halbamtliche Veröffentlichung bewirkt den Zusammenschluß sämtlicher bürgerlichen Parteien gegen die unifizierten Sozialisten, obwohl diese den Anhängern des Dreijahrgesetzes weit entgegenkommen

wollten. Die Republik gibt auch 12 Dreadnoughts in Bau, obwohl ihr zu deren Bemanning die Mannschaften fehlen, offenbar zu dem Zweck britische Schiffsverluste im Seekrieg 1915 ausgleichen zu können. Trotzdem kann man annehmen, daß das französische Volk den Krieg nicht wollte. Aber die französischen Politiker und Staatsmänner hatten, von Phantasieen irrefeleitet, ihr Land zu fest an England gekettet, und wie die Dinge nun einmal liegen, kann dieser (dem ökonomischen und wahrhaft nationalen Interesse Frankreichs widersprechende) englisch-französische Bund schwerlich gelöst werden, bevor entscheidende Ereignisse eingetreten sind. Es gibt daher wohl kaum ein schwierigeres Problem als das: eine Basis für dauernd freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu finden.

Anders steht die Sache freilich mit Rußland. Rußland ist nicht auf England angewiesen, hätte sogar, wie die am Eingang zitierten Äußerungen von Puttkamers zeigen, seine Ziele leichter gegen als mit England erreichen können. Den Russen wird daher, das kann man immerhin annehmen, eines Tages die Erkenntnis aufgehen, daß das Blut, das auf dem östlichen Kriegsschauplatz vergossen wird, lediglich die Quadern des britischen Weltreichs fester aneinanderfügt. Welch ein Triumph der britischen Diplomatie die beiden Feinde, von denen der eine Großbritanniens Weltstellung in Asien, der andere seine Alleinherrschaft zur See bedrohte, sich würgen zu sehen! Ob Großbritannien dieses Schauspiel noch lange genießen wird? Das bleibt abzuwarten. Jedenfalls haben wir vor allem das Vertrauen zu der Logik der deutschen Waffen. Wir brauchen dann auch das Vertrauen zur Logik der menschlichen Vernunft nicht aufzugeben.

XX

MAX SCHIPPEL · SEEGEWALT UND DEUTSCHER RADIKALISMUS



ENN sich später einmal übersehen lassen wird, was der Krieg alles an eingewurzeltten Vorurteilen innerlich zersetzt und vollkommen zerstört hat, dann werden die letzten flottenpolitischen Illusionen des deutschen Radikalismus mit in der vordersten Trümmerlinie liegen. Niemand wird selbst die vermeintlich stärksten Trümpfe der verflorenen, noch bis in die jüngsten Monate hinein so selbstzufriedenen Kirchturmsopposition mehr ausspielen wollen. Wie nach 1866 und 1870 der Streit über Abrüstung oder Armeebewilligung, so wird nach den beispiellosen Erfahrungen des gegenwärtigen Völkerringens die *grundsätzliche* Auseinandersetzung wegen der Überflüssigkeit oder der Notwendigkeit einer Flottenpolitik erloschen sein. Der *prinzipielle* Gegensatz wird sich zu einem der gewohnten parlamentarischen Kämpfe um das *Wieviel?* und *In welcher Weise?* abschwächen und abklären. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte gerade die Arbeiterpartei selber von dieser geistigen und politischen Umbildung am wenigsten unberührt bleiben.

»Alle die Gründe, die Eugen Richter gegen das aberwitzige Flottenwettüsten [1900] geltend machte, sind noch heute so stichhaltig wie damals«, schrieb zwar unser Parteizentralorgan noch im Dezember 1911.¹⁾ Aber ein-

¹⁾ Siehe den Artikel *Freisinn und Flottenwettüsten* im *Vorwärts* vom 19. Dezember 1911. Auch die weiteren freisinnigen Zitate vom März 1900 entstammen der Wiedergabe in diesem *Vorwärts*-artikel.

mal ist es für eine Partei, die in allen Fragen zu einer möglichst scharf abgeordneten, selbständigen Klassenhaltung zu gelangen sucht, von vornherein schon etwas peinlich und verdächtig sich an ein so klassenfremdes Vorbild hilflos klammern zu müssen. Und wer wird die »Stichhaltigkeit« der herangezogenen »Gründe« heute, nach kaum drei Jahren, noch behaupten wollen?

Die deutschen Küsten schützen sich selber! Diese Anschauung mag bisher noch am ehesten aufrechtzuerhalten sein, obwohl zweifellos bei bestimmten Koalitionsvoraussetzungen deutsche Küstenstriche vom Land, von Dänemark, von Rußland her bedroht sein könnten und alsdann ihren und Ganzdeutschlands Schutz gegen weitere feindliche, direkt von der Seeseite ausgehende Landungsversuche doch wesentlich in der Schlagkraft der Seeflotte selber suchen müßten und sich nicht einfach auf ihre, längs der Küsten geschaffenen bodenständigen und in die Ufergewässer vorgeschobenen Abwehrinrichtungen verlassen könnten:

Doch mit der unmittelbaren Nichtbedrohung der Küsten ist, wie wir mehr und mehr schmerzlich gewahren, unsere wirtschaftliche Selbsterhaltung, die Vorbedingung jeder militärischen Leistungsfähigkeit, noch in keiner Weise verbürgt. Unsere Zufuhren von Rohstoffen, von Lebens- und Genußmitteln, nicht minder von unentbehrlichen Halb- und Ganzfabrikaten mannigfaltigster Art kommen nun einmal massenhaft von weither über die See und die Offenhaltung der näheren und ferneren ozeanischen Zufuhr- und Ausfuhrstraßen entscheidet deshalb über unser wirtschaftliches Schicksal, offensichtlich viel mehr als die bloße Reinhaltung der Küsten von feindlicher Besetzung. Durch diese Klippen wanden sich allerdings die freisinnig-kleinbürgerlichen ABC-Bücher abermals mit einer überaus einfachen Beschwichtigungsformel. »Die Berufung auf die Abschneidung der deutschen Zufuhr«, schreibt 1911 triumphierend zustimmend unser Zentralorgan, »tat er [Eugen Richter, und zwar, wie erwähnt, im Jahr 1900] mit folgenden Worten ab: »Indem man gleichwohl die Blockadegefahren aufzubauen sucht, stellt man es so dar, als ob eine feindliche Blockade Deutschland durch Absperrung des Getreides aushungern und durch Absperrung der benötigten Zufuhr an Roh- und Hilfsstoffen in seiner Industrie vernichten könne. Insbesondere wird auf die Arbeiter einzuwirken gesucht durch die Schilderung der daraus entstehenden Arbeitslosigkeit . . . Deutschland kann, selbst wenn eine wirksame Blockade zur See möglich wäre, schon deshalb nicht von den notwendigen Zufuhren abgeschnitten werden, weil es an 3 Seiten von Landgrenzen umgeben ist, und diese Landgrenzen auch die überseeische Zufuhr vermitteln können, selbst wenn die Zufuhr über die Nord- und Ostseehäfen abgeschnitten werden könnte.« Die 3 Seiten Landgrenzen stimmen zur Not. Aber hinter diesen Landgrenzen, soweit sie uns nicht von »vermittlungs«verweigernden Feinden, wie Rußland und Frankreich, sondern von neutralen Nachbarn, wie die Schweiz und Skandinavien scheiden, vollziehen sich, wie jetzt der Blindeste mit dem Krückstock fühlt, wie es von Nichtblinden schon früher hätte vorausgesehen werden können, gleichwohl allerlei tiefgreifende Ereignisse, die aus der theoretisch möglichen Zufuhr leider in Wirklichkeit eine praktisch beinahe vollkommene Versorgungsabsperrung machen. Und die Quelle dieser Geschehnisse ist mittelbar und unmittelbar jedesmal wieder die arg verkannte und verleugnete Seegewalt und Seegeltung: im vorliegenden Fall die monopolistische Seeübermacht Englands, das auch den neutralen Ländern, die man sich sonst als zu »Vermittlern« berufen vorstellen könnte, die Zufuhr nach Deutschland so gut wie ganz verwehrt. Ein paar Monate praktischen Aus-

kostens haben uns in dieser Richtung mehr gelehrt als Jahre und Jahrzehnte leeren oppositionellen Gedankenausspinnens.

Endlich, auf das »Gerede« von Englands Handelseifersucht gegen Deutschland antwortete Eugen Richter, und unter dem Vorantritt dieses toten freisinnigen Cid erhofften unsere Unbelehrbaren noch 1911 große proletarisch-oppositionelle Geistesiege:

»Rußland sucht sich wirtschaftlich möglichst abzusperrern, während England bisher überall die Politik der sogenannten offenen Tür beobachtet und anderen Ländern, insbesondere Deutschland, freie Konkurrenz gewährt hat. Man stellt es so dar, als ob England diesen Grundsatz zu verlassen beabsichtige, weil es sich durch die deutsche Konkurrenz überflügelt sähe. Tatsächlich ist England durch das eigene Interesse und auch durch das Interesse seiner Kolonien daran verhindert sich irgendwie gegen den Handel mit Deutschland abzuschließen.«

Selbstverständlich wird dabei zustimmend wiederholt, daß Schiffskanonen mit dem Handel überhaupt nichts zu tun hätten, sondern daß in Gegenwart und Zukunft die deutsche Ausfuhr »allein abhängig« sei von der Güte und Preiswürdigkeit der deutschen Waren. Das war Weihnachten 1911. Ob Weihnachten 1914 noch eine ähnliche Solidaritätserklärung mit der alten, jahrzehntelang zum Vorbild gewählten Oppositionsführung möglich gewesen wäre?



BER war es denn immer der Radikalismus, der in Deutschland (ganz im Widerspruch zu anderen Ländern) die furchtbar ernste Bedeutung der Seegewalt so oberflächlich einschätzte und sich daraufhin jeder zielbewußten Flottenentwicklung entgegenzuwerfen suchte? Keineswegs. Wie man weiß, sind, ganz im Gegenteil, die Anfänge der deutschen Flottenagitationen, die ersten lebensvollen Flottenvereine und Flottenkongresse Sprößlinge des allgemeinen demokratischen Aufblühens der vierziger Jahre; sie fanden wie dieses in den denkwürdigen Jahren 1848-1849 ihren politischen Höhepunkt. Der deutsche Radikalismus, wenn ihn ein neugewonnener Frieden dereinst vor ganz neue Aufgaben und in ganz andere innerpolitische Umgebung stellen wird, braucht sich deshalb ganz und gar nicht zu sträuben wieder an seine geistig so bewundernswert reiche, obwohl an tatsächlichen Ergebnissen so jämmerlich arme Jugendzeit von 1848 anzuknüpfen.

In Weils Jahrbüchern las man schon 1847, mit bezeichnenden Ausfällen gegen die unfähig zurückgebliebenen Regierungen, die ihrerseits großen notwendigen Volksbewegungen nicht zu folgen und erst recht nicht entschlossen voranzuschreiten wagen:

»In unseren Tagen haben die Publizisten die maritime Wiedergeburt Deutschlands praktisch ins Auge gefaßt. Der Wunsch nach Seegeltung erwachte im deutschen Vaterland. Dieser Wunsch war tief begründet, er wurzelt in glänzenden Erinnerungen und trüben Vergleichen; Deutschland war groß und mächtig, solange seine Flotten sich auf allen Meeren wiegten; es sank von Stufe zu Stufe, als es vom Meere verdrängt war. Jetzt sah man klar: Die Interessen der deutschen Industrie, des deutschen Handels, die Ehre der deutschen Nation, ihre Freiheit und Unabhängigkeit verlangten eine Seewehr. Nun erschalle von allen Seiten der Ruf: Ans Meer! ans Meer! Nicht bloß Landwehr, auch Seewehr! Seitdem ist wenig geschehen, was den Wünschen der deutschen Patrioten entsprechen könnte, was der Kraft Deutschlands würdig wäre. Preußen, das vor nicht langer Zeit durch die Besetzung Hannovers Englands Zorn erregte und 709 seiner ohnmächtigen Handelsschiffe verlor, Preußen hat zwar vor kurzem sich geneigt erklärt eine Kriegsflotte zu schaffen; allein bis jetzt schuf man nicht

mehr als ein einziges Schiff, die Amazone, die durch ihre auffallende Winzigkeit und die Anmaßung ihres dänischen Kapitäns die Hoffnungen auf eine maritime Wiedergeburt bedeutend niederschlug. In neuester Zeit ist das Bedürfnis noch größer geworden. England, das allmächtige England, das den Dreizack Neptuns schwingt, spart weder Kosten noch Mühe, um Helgoland vor den untergrabenden Fluten des Meeres zu retten; Rußland sandte, wie zum Hohn über die kleine preußische Amazone, Kriegsschiffe ohne alle übliche Anfrage in einen preußischen Hafen. Wie, wenn es eines schönen Morgens England einfiel, statt langer Unterhandlungen gegen höhere Tarife die Mündung der Elbe zu sperren? Wie, wenn Rußland, das sich Frankreich so sehr genähert hat und emsig seine Blicke auf Kiel richtet, eines Tages eine zweite bleibendere Exkursion in preußische Ostseehäfen machte? Schon solche Demonstrationen würden die deutsche Ehre auf tiefste angreifen, denn Ohnmacht ist immer eine Schande, wo Kraft vorausgesetzt wird. Dessen ungeachtet verhalten die Wünsche der deutschen Männer ungehört, ja werden nicht selten, wie erst neuerdings mit dem Projekt einer Zollvereinsflotte geschah, mit bitterm Hohn zurückgewiesen. Die deutsche Diplomatie ist wasserscheu; sie setzt keine Hoffnung auf die weltverknüpfenden Riesenbrücken der See, sie lächelt jetzt wie ehemals über den Wunsch nach Seegeltung.²⁾

Im nächsten Jahr, 1848, sah es der deutsche Radikalismus vollends mit wachsendem Ingrimm, wie das kleine Dänemark, der kläglichen Wehrlosigkeit des deutschen Volks zur See bewußt, die Mündungen der Elbe und Weser blockierte und Hamburg, Bremen und Lübeck bedrohte. »Mit der preußischen Kriegskorvette X von Stettin ist heute die ganze deutsche Kriegsflotte auf unserer Reede vor Anker gegangen«, hatte nicht lange vorher eine Kopenhagener Zeitung spöttisch gemeldet und das dänische Verfahren (nach dem Konflikt mit dem Deutschen Bund, der wegen der Erhebung Schleswig-Holsteins ausgebrochen war) war entsprechend hochmütig und rücksichtslos:

»Da haben sich die Dänen mit bewaffneten Schiffen vor jede Mündung unserer Flüsse, vor die Weser, vor die Elbe, vor die Trave, die Oder, die Weichsel, den Pregel hingelegt und haben unsere ganzen Küsten auf eine Strecke von 200 Meilen hin in Alarm und Schrecken versetzt. Alle unsere großen Handelsstädte, Bremen mit 70 000, Hamburg mit 130 000, Stettin, Königsberg, Danzig, jede mit 80- bis 100 000 Bewohnern, sind in der ängstlichsten Aufregung. Und vor wem? Etwa vor einer mächtigen Flottenabteilung mit einem Wald von bewimpelten Mastbäumen? Nein, jede dieser Städte zittert vor einer einzigen kleinen dänischen Fregatte mit ein paar Dutzend Kanonen und mit einigen Hundert Mann Besatzung. Ein einziges Schiffchen nur brauchte Dänemark in jeden unserer Ströme zu stecken, um ihn zu verstopfen, gleich als wenn man ein großes Weinfäß mit einem kleinen Pfropfen verstopft. 2 Millionen Deutsche (so viele mögen etwa an unseren Küsten wohnen) geraten außer sich über ein halbes Dutzend dänischer Nußschalen mit kaum 3000 Soldaten an Bord! . . . Da ziehen sich unsere Tausende von Kauffahrern ängstlich in das Innere ihrer Häfen zurück. Da rennen die Boten an den Küsten hin und her. Da richten sie vom Ufer aus die Perspektive auf die dänische Fregatte und betrachten mit Spannung eine jegliche ihrer Bewegungen. Da lesen wir in allen unseren Journalen genaue Berichte und Artikel von der dänischen Fregatte vor Pillau, von der dänischen Fregatte vor der Elbe, von der dänischen Havfruen [Meerjungfer] vor Stettin. Da erzählt man, was sie mache, welche Bewegungen sie ausführe, welche Segel sie aufspanne, und was das vermutlich zu bedeuten habe; daß sie einen Anker fallen lasse, daß sie diese oder jene Miene anzunehmen scheine, daß sie westwärts nach Koserow gesteuert sei, und daß sie ein Boot aussetze, daß ein Kanonenboot zu ihr gestoßen sei, daß sie vielleicht damit die deutsche Küste bombardieren wolle. Dies alles wird von tausend gekünstigten Federn ins Innere des Landes berichtet. Die Kaufleute stecken die Köpfe auf den Börsen zusammen, die

²⁾ Siehe Wiesner Österreichs See- und Flußwehr, in Wells Jahrbüchern, 1847, 3. Heft, pag. 1 f. X Niebuhr schreibt 1846 (in Rau und Hanssens Archiv der politischen Ökonomie, 9. Band, pag. 73) gleichfalls über den Gegensatz von flottenbegeistertem Liberalismus und abwehrender Regierung: Die Zollvereinsregierungen »zögerten« das »Verlangen der Presse zu erfüllen«, mußten aber dafür den »Vorwurf der Borniertheit und unzeitiger Sparsamkeit« einstecken.

Assekuranzprämien gegen Kriegsgefahr gehen schwindelnd in die Höhe, das Vertrauen und der Kredit fallen tief und platt zu Boden. Und alles dies woher und weswegen? Bloß nur allein der einzigen, höchst unbedeutenden, aber unangreifbaren, unwegschaffbaren dänischen Fregatte wegen. Im Lilliputanerland war natürlich allgemeines Entsetzen, als ein Brobdingnagschiff an der Küste erschien. Aber wunderbar! Hier ist der umgekehrte Fall; ein Schiff aus dem Lilliputanerland erregt den selben Schreck im Land der Brobdingnags. Wie die Engländer, die Holländer und die Dänen selbst wohl in diesem Augenblick über die Figur, die wir machen, sich ins Fäustchen lachen mögen! Ein Zwerg, dem ein Riese nichts anhaben kann, weil er es versäumt sich zur rechten Zeit Wasserstiefeln zu bestellen. Was mögen die Amerikaner von uns denken, ja was, um noch einmal auf sie zurückzukommen, die Chinesen, die doch in ihren letzten Kriegen mit den Briten gegen eine weit größere Macht sich zur See zur Wehr setzten! . . . Da stehen unsere tapferen und siegreichen Truppen am Kleinen Belt und am Sund vor Alsen. Beide Meerengen sind nur so breit, daß die rufende Stimme hinüberhallt. Und doch können die Preußen keinen Schritt weiter tun, aus Mangel an derjenigen Waffengattung, die, wie gesagt, keinem wohlorganisierten Staat fehlen sollte. . . Es ist noch nicht lange her, daß wir Männer in Deutschland vernahmen, welche diesen Zustand unserer Meeresunmacht als tadellos und erwünscht bezeichneten. Jetzt schon klingt uns das fast unglaublich; allein es ist in der Tat so. Man konnte noch vor 10 Jahren in unseren Seestädten solche Stimmen vernehmen. Die Hamburger Blätter hatten fast nichts als Spott und Hohn für die Idee einer deutschen Flotte. Eine Flotte zu unterhalten, sagten sie, ist äußerst kostspielig; Deutschland tut besser diese Kosten zu sparen. So unbewaffnet, wie wir sind, vermeiden wir leichter Kollisionen mit anderen Seemächten. Wir erregen keine Eifersucht, schlüpfen als gewandte Kaufleute überall durch und helfen uns gelegentlich mit diplomatischen Unterhandlungen oder stellen uns, wo es nötig ist, unter den Schutz irgendeiner andern Seemacht, für den wir dann keine Ausgaben zu machen nötig haben. Blühen nicht unser Handel und unsere Handelskontore in allen Häfen der Welt, auch ohne den Schutz der Kanonen? Ziehen nicht unsere Warenflotten ruhig und unangefochten in allen Meeren, auch ohne von Fregatten oder Linienschiffen begleitet zu sein? Wir haben es jetzt selbst erfahren, wohin wir mit dieser Politik, mit der Verfechtung solcher Ansichten geraten sind, die weiter nichts waren als ein Produkt des langen Friedenszustandes, den wir uns als etwas Natürliches und Notwendiges zu betrachten gewöhnten, weiter nichts als liebliche Selbsttäuschungen und Sirengesänge, mit denen wir uns in Schlummer wiegten. Unangefochten segelten unsere Schiffe in allen Meeren, so lange man sie unangefochten lassen wollte. Wer im Frieden unangefochten ist, bleibt es im Kriege nicht. Wir erregten mit unserer Seemacht zwar keine Eifersucht der fremden Seemächte, dies ist wahr! Aber wir zogen uns dagegen das zu, was dem Schwachen, der sich selbst nicht helfen kann, dem Starken gegenüber immer zuteil wird, ihre Verachtung. . . Von der Flotte unserer alten deutschen Hansa ist weder Stumpf noch Stiel übriggeblieben, nichts, gar nichts als die alten Wurzeln gleichsam im Boden, aus dem das Gewächs wieder von neuem hervorsprossen kann, nichts als unsere Bäume im Wald, unser Flachs und Hanf auf dem Feld, unsere Äxte und Arme, um das Werk von vorn zu beginnen. Eine solche Parallele, müssen wir wiederholen, bietet die Geschichte uns nirgends. Wehr- und waffenlos wie fette Karpfen unter scharfgezahnten Hechten und Haien, so schwimmen die deutschen Lastschiffe unter denen der übrigen Handelsnationen im Meer, eine sichere Beute eines jeden Angreifers. »Wenn einem Engländer in irgendeinem Winkel der Erde ein Haar gekrümmt wird, so ist es gewiß, daß dieser Winkel der Erde bald dafür büßen und zittern muß, so sprach neulich ein Flottenredner in einer Versammlung deutscher Männer. Wenn wilde Anthropophagen unsere Landsleute auch mit Haut und Haar verschlingen, Deutschland könnte nichts dagegen tun als ohnmächtige Drohungen vom Lande aus hinüberriesen. Der deutsche Neptun hat keine Gewalt auch nur den geringsten Winkel der Erde zu erschüttern, denn wir Deutschen haben es versäumt ihm seinen Dreizack zu schmieden. Er ist ohnmächtig wie ein Jupiter tonans ohne den Donnerkeil.«³⁾)

Das waren damals die Schlagworte, die in der deutschen Revolution und bei

³⁾ Aus einer der hervorragendsten Flottenkundgebungen jenes Jahres: Brockhaus' Gegenwart, I. Band, pag. 439 ff.

ihren weitestblickenden Trägern, bei der Großindustrie und dem Großhandel, bei den beamteten und freiwirkenden Intellektuellen, immer und immer wiederkehrten, während das kümmerlich verzweigte und entmannte Epigonentum jenes Radikalismus bereits nach ein paar Jahrzehnten nur noch öde Witzblattwitze für sie übrig hatte und damit die Vertretung der außenpolitischen Notwendigkeiten den konservativeren Schichten Deutschlands überließ: selbstverständlich unter fortgesetzter Untergrabung und Preisgabe des eigenen politischen Parteeinflusses, der sich nun einmal für die Dauer nur auf dem vollen Verständnis aller grundlegenden staatlichen Entwicklungsaufgaben und Lebensbedingungen aufbauen läßt.

Aber wenn die Frankfurter Nationalversammlung unter ungeheurer Begeisterung die ersten Flottenvorlagen beantragte und bewilligte, wenn ein Herwegh Deutschlands Töchter zu spinnen aufforderte, weil »wir wieder einmal deutsches Linnen zu deutschem Segeltuch brauchen« und nach außen hin mit der unterwürfigen »feigen Knechtsgeberde« brechen müßten, wenn ein Freiligrath sich seiner »Flottenträume« als gewaltigster Dichterrhetor der gärenden vierziger Jahre niemals zu schämen brauchte⁴⁾, dann werden auch wir in aller Seelenruhe wieder an diese unvergängliche Jugendperiode des deutschen Radikalismus anknüpfen können, falls uns der Krieg endlich den vollständigen Zusammenbruch der alten prinzipiellen Flottenopposition und des gedankenlosen Seerüstungs nihilismus bringen sollte.

XX

KARL LEUTHNER · TRIPELENTENTESOZIALISMUS

WIE wunderbar haben in der Welt jetzt die Demokratie und der Sozialismus ihr Antlitz verändert. Sozialistisch und demokratisch sind die sozialdemokratischen Minister Frankreichs, die Italien aus dem Frieden herausreißen wollen, zum Bruch der Verträge, zum Dolchstoß in den Rücken der Freunde von gestern auffordern. Sozialistisch und demokratisch ist die Forderung Vanderveldes mehr als eine Million Deutscher der dänischen Fremdherrschaft zu unterwerfen und den Befreiungskampf der Elbherzogtümer nach 50 Jahren unter sozialdemokratischer Anregung und Anleitung zurückzuvordern. Sozialistisch und demokratisch ist die Kriegführung mit gepreßten und geworbenen Farbigen, die nicht wissen, wofür sie kämpfen, die als ge-

⁴⁾ Im 2. Sonett der Flottenträume in Freiligraths Glaubensbekenntnis /1844/ die charakteristischen Verse:

»Schwarz, Rot und Gold! Frei weht ihr auf den Stangen
Und Masten jetzo, gürtend rings das Land!
In tausend Wimpeln, einst verpöntes Band,
Hat dich der Ozean selber umgehängt!

O, ständen jetzt, die Anno Neunzehn sangen,
Daß dich zerschnitten der Gewalt'gen Hand;
O, ständen jetzt, die man um dich verbannt,
Verrats beschuldigt, ach! und schnöd gefangen:

O, ständen alle jetzt auf diesen Höhen,
Frisch wie am Tag, da man auf Wartburg zog,
Daß sie dich glühe in deinen Ehren sähen!

Sie staunten wohl und riefen Hurra hoch!
Stoß an, stoß an! Wie sich die Dinge drehen.
Der alte Ozean auch noch Demagogie!

dingene Kriegsknechte herangeholt werden mit dem Messer im Mund ihre asiatische und afrikanische Wildheit im Blut der deutschen Arbeiter, der Genossen von gestern, zu kühlen. Sozialistisch und demokratisch ist auch das leidenschaftliche Rufen und Trachten Vaillants nach japanischer Waf-fenhilfe; der alte Communard will die Soldaten des Mikado mieten, um einen beliebigen Preis, der dem japanischen Imperialismus gezahlt wird, sei es in Geld, wie einst England deutsche Landeskinder von fürstlichen Men-schenhändlern kaufte, sei es durch Landabtretungen. Sozialistisch und demo-kratisch sind auch der Zar und sein Oheim Nikolaj Nikolajewitsch. Über sie und ihre Kosaken, als sie noch in Ostpreußen Kulturarbeit verrichteten, erhoben sich segnend und siegflehend die Hände Guesdes und Sembats. Und damit niemand glaube, es handle sich um Wort und Tat von neuer hoher Würde Berauschter, brachten *neutrale* Sozialdemokraten in der Schweiz den sozialdemokratischen Ministergruß an Kosaken und Kalmücken in das feste Gefüge einer Theorie, wonach der Kaiserismus schlimmer als der Zarismus sei, einer Theorie, die zuerst der *Matin*, dieser allerneueste Ursprungsort unverfälscht sozialdemokratischer Weltanschauung, vorgetragen hatte. Ist dem aber so, dann ergibt sich mit Selbstverständlichkeit, daß die deutschen sozialdemokratischen Abgeordneten, als sie im bereits eröffneten Krieg die Kredite für die Verteidigung ihres Volkes und Landes bewilligten, die sozia-listischen Grundsätze verrieten, dahingegen diejenigen russischen Sozial-demokraten, die die modern sozialistische Zarenverehrung nicht mitmachen wollen, von den Sozialdemokraten Frankreichs eindringlich ermahnt wer-den zu erkennen, daß die Feldzeichen der Freiheit und des Fortschritts im Lager des kommandierenden Großfürsten wehen.

Wer wäre so dreist zu leugnen, daß sich in diesen Zügen tatsächlich das Bild der sozialistischen Internationale von heute malt? Das ist die Probe ihrer Praxis, ihre Bewährung bei dem ersten gewaltigen Ereignis, das nach so vielen großen Worten die erste große Tat gefordert hat. Daß jede Arbeiterschaft jedes Landes zu ihrem Volk und daher im Krieg gegen die Arbeiterschaft des feindlichen Staats und Volks steht, daß Sembat, Guesde, Vandervelde und die anderen in diesem Kampf sogar leitende Stellen über-nehmen, das würde die Sozialdemokratie und die internationale Geltung ihrer Ideen nicht berühren. Es wäre nur der Ausdruck dafür, daß wir noch nicht mächtig genug sind die Gestaltung der Dinge in der Welt zu bestim-men. Die Internationale würde bloß ruhen, um bei der Wiederherstellung Europas von neuem in Kraft zu treten. Aber die Internationale ist die Form, die Demokratie und der Sozialismus sind ihr Inhalt. Wo bleibt nun dieser Inhalt, wenn die führenden Mannen der Sozialdemokratie der nächst Deutschland für die Internationale entscheidenden Länder, in den meisten Fällen, ohne Widerspruch in ihren Reihen zu finden, das Selbst-bestimmungsrecht, die Freiheit und politische Unabhängigkeit der Völker offen verleugnen, wenn Hyndman die Zerstückelung Deutschlands verlangen darf, wenn der ungeheuerliche Gedanke auftauchen und ohne Einrede ver-treten werden kann, man habe dem deutschen Volk nach seiner Besiegung von außen her ohne seinen Willen und seine Zustimmung diejenige Ver-fassung und denjenigen politischen Zusammenhang aufzudrängen, die dem englischen Machtinteressen entsprechen? Soll der deutsche Arbeiter sein Recht auf Unabhängigkeit geringer werten als das der Waherero? Nicht

die Wiederherstellung der Internationale, die Wiederherstellung der Sozialdemokratie wird, wenn der Krieg beendet ist, das große Problem werden, denn die Sozialdemokratie ist keine unablässbare Zutat zu gewissen Namen, und verklungene Redensarten der Vergangenheit können Leben der Gegenwart nicht aufwiegen.

Es gibt freilich Deutsche, und zwar nicht nur in Deutschland sondern, wie das wissenschaftliche Organ der deutschösterreichischen Sozialdemokratie erweist, auch in Österreich, die einen unfehlbaren Weg gefunden haben die Internationale auf den alten Glanz wieder herzurichten. Der deutsche Arbeiter soll sich ducken, soll unterkriechen, weil seine parlamentarischen Vertreter das getan haben, was verständigerweise die Sozialisten aller kriegführenden Länder taten, und nichts von dem, was diese unverständigerweise verübten. Der deutsche Parteivorstand tut diese Leute als eine unbeträchtliche Gruppe ab. Sie sind es, solange der Krieg währt. Ganz umsonst sammelt die Entente-Prese von der Humanité bis zu den Times Lorbeerblätter auf das Haupt des »einzig« Sozialdemokraten Deutschlands und beginnt schon schüchtern auch die höchst unbeträchtlichen Köpfe der deutschösterreichischen Helfer zu zieren: das wird der Hyndman-Nikolaj-schen Koalition auch nicht einen Schützengraben öffnen. Indes, wenn der Friede wieder einkehrt, werden jene Parteimitglieder in dem Glanz ihrer europäischen Stellung sich nun an die Arbeit im Innern der Partei machen. Wer möchte behaupten, daß sie keinen Erfolg zu erwarten haben? Unzufriedene schafft jede große Wende der Schicksale, man muß sie nur zu sammeln wissen. Vor allem aber sind die Ununterrichteten das Opfer jeder Mundfertigkeit, die aus dem überlieferten Wortschatz schöpft. Und wie steht es denn vielfach mit dem Nachrichtendienst, den dem Proletariat, nicht nur Deutschlands sondern auch Deutsch Österreichs, die dazu Berufenen darbieten? Genosse Lensch hat im Hamburger Echo auf diese Frage die zureichende und erschöpfende Antwort gegeben. Nur gilt sie nicht bloß für den engen Kreis, an den er sich zunächst wendet. Es gibt auch sonst im Reich und in Deutsch Österreich Leute genug, die es für Parteipflicht erachten dem Arbeiter die Wahrheit über die Vorgänge in den sozialistischen Lagern der Triplelentaländer und der Neutralen vorzuhalten, angeblich um nicht den Chauvinismus und den Patriotismus zu wecken. Die Absichten dieser Vorsichtigen in allen Ehren: allein wie kommt ein Sozialdemokrat zu Anschauungen über die Mündigkeit und Urteilsfähigkeit des Arbeiters, die besser wohl einen wohlmeinenden Staatsrat des Vormärz schmücken würden? Mögen jedoch diese Genossen immerhin ihre Stelle als Parteifunktionäre mit der von Pädagogen einer Volksschule verwechseln, wie wollen sie auf ihrem Weg der Wiederaufrichtung der Internationale dienen? Diese können doch die Deutschen und Deutschösterreicher nicht allein schaffen. Sie beruht auf Gegenseitigkeit, und die Gegenseite liest täglich in ihren Blättern, daß die deutsche Partei und ihre Vertreter von den Grundsätzen des Sozialismus abgefallen seien, und, weil in Österreich das Parlament nicht zu Wort kam, daß die Wiener Arbeiterzeitung offiziös geworden sei oder gar von Offiziösen geschrieben werde. Was nützt also die Einigungsarbeit des Vertuschens und Beschönigens? Heute schon ist ein großer Teil der Welt felsenfest überzeugt, daß die deutschen Parlamentarier verbrecherisch handelten, als sie den Kosaken nicht den Weg nach

Berlin öffneten und den Turkos und Gurkhas nicht die Rheinlande preisgaben, während Hyndman, Vandervelde und Sembat in durchaus sozialdemokratischem Sinn Deutschland aufteilen und die Zukunft der deutschen Freiheit den Entscheidungen eines Länderverteilungssyndikats übergeben wollen, an dessen Spitze der Zar steht. Da nichts geschieht und geschehen kann die zu solchem Glauben Bekehrten in Frankreich, England, Belgien, in der Schweiz und in Holland eines andern zu belehren, so ist es wohl das einfachste, nach dem Krieg bekehrt sich auch der deutsche Arbeiter zu dieser dann wiederum einheitlichen und die Einheit verbürgenden Weltanschauung. Der internationale Zusammenhang wäre glücklich gerettet.

Wie? Haben wir, denen ein Leben im unausgesetzten Kampf verrann, plötzlich den Mut eingebüßt unsere Ideale zu verteidigen, nur weil diejenigen, die sie mit Füßen traten, Vandervelde, Sembat oder Hyndman heißen? Sollen wir uns in die Abwehrstellung drängen lassen, etwa gar uns stammelnd entschuldigen und bangend der von Liebknecht angedrohten »Verantwortung« entgegenharren, weil in Deutschland selbst der ausgepichteste Machtpolitiker nicht die Anmaßung hegt Frankreich, wenn es besiegt werden sollte, eine Verfassung, ja eine äußere staatliche Gestaltung nach seinem Gutdünken anzukündigen? Die Erinnerung an genossene Kongreßfreuden und Kongreßfreundschaften kann die noch ältere und tiefere Erinnerung an Grundsätze nicht zerstören, mit deren Verleugnung jede Demokratie und erst recht jede Sozialdemokratie sich selbst aufhebt. Fragen wir uns ein jeder, ob wir nicht redlich und im tiefsten Innern den Entschluß der französischen und belgischen Genossen zu ihrem Volk zu stehen gebilligt haben, ja ob sie durch diesen Entschluß nicht noch in unserer Achtung gestiegen sind. Wenn nun uns, und nur uns, ausländische Genossen die Ausübung des allgemeinen Menschenrechts, des Rechts jedes Volkes auf Selbstbehauptung, als Schande und Gesinnungslosigkeit ausschreien, wieviel echter Genossensinn war dann wohl in ihnen vor dem Krieg schon gegen uns lebendig? Noch nie ist in neueren Zeiten ein Krieg geführt worden mit der offen ausgesprochenen Losung die Einheit eines großen Volks zu zerreißen, sein Gebiet aufzuteilen, sein Wirtschaftsleben und dessen Quellen zu zerstören und zu verschütten, seinen Staat mit den Wurzeln aus dem Boden zu reißen. Was wollen nun jene ausländischen Genossen, die uns mit Vorwürfen überschütten, eigentlich von uns? Sollen wir als Deutsche unsere Vernichtung und Austilgung als Bedingung des Völkerglücks bereitwillig anerkennen, oder als Sozialdemokraten uns dem Glauben derer anschließen, die da meinen, der Fortschritt zu einer höhern Entwicklung in Europa fordere die Vernichtung der fortgeschrittensten Industrie des Kontinents, deren Abschnürung vom Weltmarkt und die Zerstreung der bisherigen Kerntruppe des kämpfenden Proletariats als bettelnde Auswanderer über alle Arbeitsmärkte der Erde? Das steht vor den Engländern als Ziel des Krieges, das hat Hyndman sogar als dessen Zweck kundgetan, und keiner Neutralen Entsetzen wurde laut.

Der Grundsatz, daß jede Sozialdemokratie nur im eigenen Land Kritik zu üben habe, war fehlerhaft schon im Frieden; zunächst weil ihn die anderen nicht einhielten und dann, weil es so ziemlich die ungeschickteste Anbahnung internationaler Beziehungen ist dem Arbeiter durch Schönfärberei über das Ausland und seine Zustände falsche und unsachliche Vorstellungen und

Wertungen beizubringen. Jetzt noch an einer solchen verkehrten Lehre festhalten wollen hieß sich selbst preisgeben. Die deutsche Sozialdemokratie hat doch wahrlich mit materiellen und moralischen Beweisen ihrer brüderlichen Gesinnung nicht gekargt, immer war sie die Gebende, immer auch die Nachgebende. Darauf ruhte praktisch die Internationalität. Aber das war offenbar eine sehr ungesunde Grundlage, denn in dem Augenblick, da die Deutschen einmal nicht nachgeben konnten, weil es ihnen ans Leben ging, rissen alle Bande. Deutschland hat kein Recht zu sein, schreien die englischen Staatslenker und ihre Alliierten. Und die Ententesozialisten fügen hinzu: Die deutschen Arbeiter haben kein Recht ihr und ihrer Kinder Haus, Hof, Brot zu verteidigen. Das ist die Rechnung, die der deutschen Sozialdemokratie über ihre Auslandspolitik vorgelegt wird: wen läßt das Ergebnis zur Fortsetzung in gleicher Art und Weise ein? In der Lage, in der die Deutschen im Reich und in Österreich sich jetzt befinden, wäre Schwäche gegen die Überhebungen und Ungerechtigkeiten der anderen glatter Selbstmord. Es gilt die Selbstbehauptung, und die Helden des Schützengrabens werden auch Helden sein in der Verteidigung der Ehre ihrer angegriffenen deutschen Arbeiterbewegung. Plage sich auch niemand um Milderungsgründe! Die Leute, die den Zaren und seine Kosaken als Befreier Europas ausrufen, obwohl sie noch gestern im Stil der Rede Pressensés am wildesten gegen das russische Henkerregiment tobten, haben keinen Anspruch darauf gehört zu werden, wenn sie die deutsche Sozialdemokratie schmähen, weil sie sich angeblich der deutschen Monarchie dienend hingegeben habe. Auch können sie, versöhnt mit der Herrschaft Englands in Indien und in Ägypten, unmöglich die Vielgestaltigkeit und den Völkerstreit Österreichs unerträglich finden; dazu hätten andere, nicht sie, das Recht. Pflichten und Schranken anzuerkennen, die für keinen andern Genossen einer Gemeinschaft gelten, heißt sich in dieser Gemeinschaft selbst zum Deklassierten, zum rechtlos Geduldeten erniedrigen. Das ist es, was das Häuflein Überinternationaler in Deutschland und Österreich den deutschen Arbeitern beider Länder riet, und was ihnen die Kritik des Tripel-ententesozialismus gebieterisch zuherrschte. Aber der deutsche Arbeiter ist im Blut seines Kampfesmutts bewährt, und er dankt für diese Ratschläge der neuen, von Vandervelde, Hyndman, Grey und Nikolaj präsidierten Internationalität.

XX
**PAUL KAMPFFMEYER · DIE ZWEITE INTERNA-
 TIONALE UND DER KRIEG**

IN Schutt und Asche ist ein prächtiges Stück Kulturwelt gesunken. Der langjährige stille Kampf der Völker brach in das laute Gebrüll der Geschütze aus. Und im Anschauen des blutigen Zerstörungswerks dieses Weltkriegs fragen sich Millionen und Abermillionen von Menschen: War denn dieses Ungeheuerliche nicht zu vermeiden, gab es nicht einen mächtigen Arm, der die zum Stoß bereiten Bajonette zerbrach und die Völker wieder friedlich zusammenschloß? Hatten wir nicht bereits eine millionenköpfige Internationale, die nicht nur Bruderliebe predigte sondern auch Bruderliebe betätigte?

Gewiß, wir haben eine sozialistische Internationale. Aber von ihr haben

nur Utopisten eine sieghafte Bändigung der kriegerischen Massenleiden-schaften erwartet. Wenn wir uns allerdings in die *radikal*-sozialistische Broschürenliteratur vertiefen, dann tritt uns oft die sozialistische Inter-nationale nicht nur als eine Großmacht sondern als die größte Macht auf Erden entgegen. Sie scheint allgegenwärtig zu sein; ihr Wesen wirkt sich im äußersten Osten Asiens wie im westlichen Europa aus, und sie verschmilzt im Bruderkuß den Stockrussen mit dem waschechtesten Gelben. Sie hat eben eine einheitlich geistige Verfassung des Weltproletariats geschaffen. Aber sie *revolutioniert* nicht nur die *Köpfe* sondern stürzt auch die Kanonen um und stellt sie auf die Köpfe. Daß in der Tat der Internationale derartige gigantische Potenzen zugesprochen wurden, das beweisen die stundenlangen hitzigen Debatten französischer Arbeiterkongresse. Und leicht können wir aus Zeitungsartikeln, Kongreßreden die Internationale zu einer alles um-schaffenden Wundermacht gestalten.

Aber es war ein trügerisches Bild von der Macht und Größe der zweiten Internationale, das sich da in vielen *radikal*-sozialistischen Köpfen geformt hatte. Auf den Kongressen dieser Internationale erschienen nur die Ver-treter eines Bruchteils des Weltproletariats, und die Meinungen dieser Ver-treter gingen in den wesentlichen Fragen oft auseinander. Mit Mühe und Not brachte man häufig nach langwierigen Kommissionssitzungen einige sehr allgemeine Resolutionssätze über Kolonialpolitik, über die Ein- und Aus-wanderungsfrage fremder Arbeiter, über die Frage des sozialistischen Ministerialismus und über die Haltung der Arbeiter beim Kriegsausbruch zu-stande. Und war dann auf einem internationalen Kongreß die Gleichberech-tigung aller Rassen theoretisch ausgesprochen worden, so tobte praktisch der Rassenkampf in den erbittertsten Formen in der Alten und der Neuen Welt. Da lehnten sich stürmisch sozialistische und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter Amerikas gegen die Einwanderung der gelben Rasse auf, weil diese durch ihre Lohndrückerei das Kulturniveau des amerikanischen Proletariats ernsthaft gefährdete. Bestanden schon in der Theorie die tiefgründigsten Unterschiede in der Internationale, so gingen in der Praxis die Massenhand-lungen der internationalen Arbeiterschaft oft weit, weit auseinander.

Am stärksten und nachhaltigsten berührten sich die Gruppen des inter-national-sozialistischen Proletariats in der Idee des Weltfriedens; aber deren praktische Verwirklichung riß wieder unüberbrückbare Klüfte in der Ar-beiterschaft auf. Die Frage des Massenstreiks zur Abwendung des Kriegs trennte hier die Arbeiterschaft in zwei völlig geschiedene Welten. Und diese Trennung legte zum Teil die Macht brach, die bereits in den wirtschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterschaft verkörpert war. Die Methoden der friedlichen Lösung der Weltkonflikte befanden sich noch in statu nascendi, aber sie waren immerhin schon im Werden. Der sozialistische Friedensgedanke war erst ein Stück Verfassung. Zu seiner Fleischwerdung bedurfte es noch mehr Macht. Über diese aber verfügte der Krieg, der mit millionenköpfigen Armeen einhermarschierte. Internationales Handeln offenbarte sich am wirksamsten noch in der Gewerkschaftsbewegung. Hier steuerten namentlich deutsche Gewerkschaften beträchtliche Summen zu den Lohnkämpfen und Aussperrungen ihrer Brüder im Ausland bei. Aber diese gewerkschaftlichen Handlungen sind kaum als international-sozialistische anzusprechen.

Die zweite Internationale war erst eine werdende Macht, die geistig nur relativ kleine Massen beherrschte und noch kleinere in ihrem Tun und Treiben bestimmte. Hält man sich die wirklichen Machtverhältnisse der Internationale vor Augen, so wird man alle starken Wendungen von einem ungeheuren Zusammenbruch der Internationale als stark übertrieben und völlig unangemessen vermeiden. Die Internationale konnte nicht tief fallen, da sie nicht hoch aufgerichtet war. Sie war eben kein in den Himmel ragender babylonischer Turm, an dem alle Völker der Erde mitgebaut hatten sondern erst ein wenige Stockwerke hohes Gebäude, an dessen Aufführung nur eine Elite Arbeiter und Intellektueller tätig war.

Der relativ bescheidene Einfluß der Internationale auf das wirtschaftliche und soziale Leben der Völker wird jedem sofort verständlich, der sich die großen Differenzen in der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Struktur der Nationen vergegenwärtigt. Hier der Industriestaat Deutschland, dort der Agrarstaat Rußland, hier der wirtschaftlich und politisch organisierte Berliner Arbeiter, der ganz mit der großstädtischen Kultur verwachsen ist, dort ein rückständiger Petersburger Ganz- oder Halbalphabet, der noch von bäuerlichen Anschauungen beherrscht wird. Bewußtes internationales Leben äußerte sich eben nur in begrenzten Kreisen. Während der Arbeiter oft nur durch Spinnfäden mit diesem Leben verknüpft war, wurzelte er mit tausend Fasern in seinem nationalen Wirtschafts- und Gesellschaftsleben. Als daher dieses nationale Wirtschaftsleben und mit ihm die ökonomische und soziale Situation des Arbeiters ernsthaft bedroht wurde, da flammten in ihm nationale Leidenschaften auf, da eilte er zu der Fahne seines Vaterlands. Die deutsche sozialdemokratische Reichstagsfraktion bewilligte die Militärkredite, die englischen Arbeiterführer schlugen die Werbetrommel für das englische Söldnerheer, Vandervelde wurde Wanderredner für die Tripelentente, der Antiministerielle Guesde wurde Ministergenosse der *Parteiverräter* Millerand und Briand, der Todfeind des Zaren Burzew bot sich der Armee Väterchens an, und der Marxist Plechanow kämpfte mit marxistischen Argumenten für den Sieg Rußlands. Der Nationalismus ergriff den Arbeiter, gleichgültig ob er Deutscher oder Franzose war, in innerster Seele, und die Argumente internationaler Kongresse rauschten machtlos über seinen Kopf dahin. Wie schwer irrte Genosse K. Kautsky, als er, ganz von der unüberwindlichen Kraft der zweiten sozialistischen Internationale erfüllt, auf dem Essener Parteitag /1907/ sagte:

»Glücklicherweise ist es ein Mißverständnis, als ob die deutsche Sozialdemokratie im Kriegsfall nach nationalen und nicht nach internationalen Gesichtspunkten urteilen wollte, daß sie sich in erster Linie als Deutsche und in zweiter als Proletarierpartei fühlte.«¹⁾

Hinter diesem Wort barg sich eine ungeheure Überschätzung der Internationale. Aber dieses Wort weckte in vielen Köpfen und Herzen ein lautes Echo; denn es spiegelte klar eine in radikalen Kreisen weitverbreitete Ansicht wider. Heute ist uns das große Mißverständnis über die Macht der internationalen proletarischen Idee (denn eine Idee war es nur zumeist) an der gewaltigen nationalen Massenbewegung beim Ausbruch des Weltkriegs offenbar geworden. Wer aber an der Illusion von einem den nationalen Gesichtspunkt überwindenden proletarischen Internationalismus noch festhält, dem stellt sich allerdings heute der furchtbare Weltkonflikt merkwürdig

¹⁾ Siehe das Protokoll des deutschen sozialdemokratischen Parteitags 1907 /Berlin 1907/, pag. 262.

dar. Der muß namentlich zu einem vernichtenden Urteil über das Verhalten der proletarisch-sozialistischen Parteien Europas zu diesem Weltkrieg gelangen. Und dieses Urteil hat der russische Revolutionär Leo N. Trotzki gesprochen. Er verfaßte eine Schrift gegen die zweite Internationale, eine Schrift von sprühenden intellektuellen Blitzen, aber von brennender Ungerechtigkeit. So charakterisiert er die deutsche Sozialdemokratie als eine Partei des possibilistischen Verharrens, die den Organisationskult zum Selbstzweck erhob. Gegen die deutschösterreichische Sozialdemokratie schleudert er die fanatisch unbillige Anklage, daß es ihr sogar »an elementarer national-demokratischer Reinlichkeit« mangle, und er spricht zorneswütig von dem verbrecherischen Abenteuertum der galizischen sozialistischen Gruppe Daszynskis, die die Sache Polens über die Sache des Sozialismus stellt und das Schicksal Polens mit dem Schicksal der österreichisch-ungarischen Armee und der Habsburgischen Monarchie verbindet.

Von der zweiten Internationale forderte L. Trotzki kategorisch, daß sie sich ganz außerhalb der nationalen Kämpfe stellte und den Regierungen das Vertrauen und die Kriegskredite verweigerte. Er fragt:

»Warum hat die Sozialdemokratie als politische Organisation einer Klasse, der der Anteil an der Regierung versagt worden, als die unversöhnliche Feindin der bürgerlichen Gesellschaft, als republikanische Partei, als ein Zweig der Internationale, warum hat sie auf sich die Verantwortung für Handlungen genommen, die von ihren unversöhnlichen Klassenfeinden vorgenommen wurden?«²⁾

Trotzki beantwortet an anderer Stelle diese Frage selbst, und er beantwortet sie, das muß man zugestehen, als echter, die Wirklichkeit richtig einschätzender Jünger Karl Marx':

»Die gesamte Tätigkeit der deutschen Sozialdemokratie war auf die Erweckung der rückständigen Arbeiterschichten mittels eines planmäßigen Kampfs für ihre unmittelbaren Bedürfnisse gerichtet: auf Anhäufung der Kräfte, Erhöhung der Mitgliederzahl, Füllung der Kassen, auf Entwicklung der Presse, Eroberung aller sich bietenden Positionen, ihre Ausnützung, Erweiterung und Vertiefung. Das war die große geschichtliche Arbeit der Erweckung und Erziehung der bisher *unhistorischen* Klasse. Unmittelbar an die Entwicklung der nationalen Industrie angelehnt, ihren Erfolgen auf dem nationalen und Weltmarkt angepaßt, die Bewegung der Preise für Rohmaterialien und Fertigfabrikate kontrollierend, bildeten sich die mächtigen zentralisierten Berufsverbände Deutschlands. Dem Wahlrecht angepaßt, örtlich den Wahlkreisen angeschmiegt, ihre Führer in den städtischen und ländlichen Gemeinden ausstreckend, errichtete sie das einzigartige Gebäude der politischen Organisation des deutschen Proletariats, mit ihrer vielverzweigten bürokratischen Hierarchie, einer Million zahlender Mitglieder, vier Millionen Wählern, 91 Tageszeitungen und 65 Parteidruckereien. Diese ganze vielseitige Tätigkeit von unermeßlicher Bedeutung war praktisch durch und durch erfüllt vom Geiste des Possibilismus. In vier-einhalb Jahrzehnten hat die Geschichte dem deutschen Proletariat nicht eine einzige Gelegenheit geboten mit stürmischem Vorstoß ein Hindernis zu stürzen, in revolutionärem Anlauf irgend eine feindliche Position zu erobern. Infolge der wechselseitigen Beziehungen der sozialen Kräfte war es gezwungen Hindernisse zu umgehen oder sich ihnen anzupassen. In dieser Praxis war der Marxismus als Denkmethode ein wertvolles Werkzeug politischer Orientierung. Aber er konnte nicht den possibilistischen Charakter der Klassenbewegung ändern, die ihrem Wesen nach in dieser Epoche in England, Frankreich und Deutschland gleichartig war.«³⁾

Also historisch-ökonomische und soziale Bedingungen haben streng notwendig das eigenartige Wesen der Arbeiterbewegung in allen Kulturländern Europas und damit das Wesen der zweiten Internationale bestimmt. Die

²⁾ Siehe Trotzki *Der Krieg und die Internationale* /Zürich 1914/, pag. 37.

³⁾ Siehe Trotzki, loc. cit., pag. 46 f.

Internationale schmiegte sich fest den gegebenen Formen des ökonomischen und politischen Lebens der Nationen an und wuchs an diesen Formen zu einer machtvollen, national gegliederten Organisation empor. Hält man sich diesen realistischen wirtschaftlich-sozialen Charakter der zweiten Internationale fest vor Augen, so begreift man, daß diese beim Kriegsausbruch gar nicht anders handeln konnte als sie handelte, daß eben die fortgeschrittenen international-sozialistischen Arbeiter Europas, als sie in den Parlamenten die Kriegskredite bewilligten, nur das aussprachen, was ist: daß die zweite internationale Arbeiterbewegung tatsächlich in ganz bestimmten Lebensbedingungen der einzelnen Nationen wurzelt.

Gewiß, einzelne Führer der Internationale konnten sich, indem sie sich theoretisch über die Grundlagen der zweiten Internationale erhoben, praktisch gegen diese wenden und die Kriegskredite verweigern. Aber damit blieb das Wesen der zweiten Internationale unverändert. In diesem Fall wären die Führer von der Internationale abgefallen, nicht aber hätte diese ihr eigenartiges Wesen verleugnet. Jede Erklärung der Führer, die sich gegen die nationalen Lebensinteressen der Arbeiter auflehnte, wäre ohne tiefe revolutionäre Wirkungen geblieben, auch wenn sie noch so lärmend nach außen getreten wäre. Und Trotzki täuscht sich selber auch gar nicht über die Wirkung einer derartigen *revolutionären* Erklärung der Führer. Er weiß, sie kann den ehernen Gang der Mobilisierung nicht wirklich hindern. Ja selbst eine direkte Aufforderung zum Massenstreik würde an der eigenartig seelischen Verfassung der Masse im Augenblick der Kriegserklärung elend Schiffbruch erlitten haben. Die Mobilisierung erweckt nach Trotzki bei der Masse »neue Erwartungen«, neue Hoffnungen auf »Umschwung zum Bessern«. In den nationalen Strom werden »weite Kreise der vom Sozialismus berührten Arbeiterschaft« hineingezogen:

»Die sozialdemokratische Vorhut fühlt sich in der Minderheit, ihre Organisationen sind zur Ergänzung der Heeresorganisation verwüstet. Unter solchen Umständen kann keine Rede sein von revolutionären Aktionen seitens der Partei.«⁴⁾ Also bleibt den *revolutionären* Führern nichts weiter übrig als die bloße wirkungslose Erklärung, daß sie der Regierung das Vertrauen und die Kriegskredite verweigern.

Gerade der *Revolutionär* L. Trotzki beweist uns überzeugend, daß sich die zweite Internationale geschichtlich gar nicht anders betätigen konnte als sie sich betätigt hat. Und zugleich legt er uns die Wirkungslosigkeit einer revolutionären Propaganda beim Kriegsausbruch klar. Das alles ist gerade nicht neu. Gut aber ist es, daß es uns ein *Revolutionär* sagt.

XX

HEINRICH STÜHMER · DER KRIEG UND DIE DEUTSCHE GEWERKSCHAFTSPRESSE



ÄSST man die geringen Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung außer Betracht, die bei Beginn des deutsch-französischen Krieges 1870 bestanden, so ist es das erstmal, daß der Krieg mit rauher Hand in die Tätigkeit unserer Gewerkschaften eingriff. Gleichwohl hat es nur kurzer Zeit bedurft, bis die Organisationen sich neu orientiert hatten. Zunächst galt es die Lücken auszufüllen, die

⁴⁾ Siehe Trotzki, loc. cit., pag. 42.

durch die Einberufung so zahlreicher Funktionäre zum Heeresdienst entstanden waren, um dann die Arbeitsbeschaffung sowie die Unterstützung der Mitglieder oder ihrer Angehörigen in die Wege zu leiten, die durch den Krieg in Not geraten waren. Über diesen materiellen Einfluß des Krieges auf die Gewerkschaften und die Aufgaben, die diesen daraus erwachsen, ist in den Sozialistischen Monatsheften bereits einiges gesagt worden.¹⁾

Wie aber wirkte der Krieg geistig auf die Gewerkschaften? Wie war die Haltung ihrer Presse?

Wie das deutsche Volk im allgemeinen waren auch die Gewerkschaftsredakteure von dem Ausbruch des Krieges überrascht worden. Dazu kamen zwei weitere Erscheinungen, die eine Neuorientierung nötig machten: der jähe Abbruch der internationalen Verbindungen mit den Gewerkschaften der mit uns im Krieg befindlichen Länder und die meist deutschfeindliche Haltung der Genossen der neutralen Völker. So veröffentlichte das italienische Zentralorgan der Gewerkschaften am 1. September einen Artikel, betitelt Teutonische Kultur und Zivilisation, in dem unter falscher Darstellung der Vorkommnisse in Belgien (wie sie die englische Stimmungsmache verbreitet hatte) die deutschen Sozialisten und Gewerkschafter der Barbarei, des Vandalismus und des Brigantentums beschuldigt wurden. Hiergegen wandten sich verschiedene bekannte Gewerkschaftsführer in Protestbriefen, die von dem Korrespondenzblatt der Generalkommission sowie von den Verbandsorganen der Bauarbeiter, Buchbinder, Holzarbeiter, Metallarbeiter, Steinsetzer und anderen mehr abgedruckt wurden. Es galt die im Feld stehenden organisierten deutschen Arbeiter gegen die Anschuldigung in Schutz zu nehmen, daß sie den Krieg grausamer führten als er im allgemeinen geführt wurde: ein Vorwurf, der gerade im Mund von Vertretern ausländischer Gewerkschaften, die Gelegenheit gehabt hatten die organisierte deutsche Arbeiterschaft aufs beste kennen zu lernen, sich eigentümlich ausnahm. Waren doch gerade die Führer der deutschen Gewerkschaften in Worten und Taten stets die eifrigsten Förderer des internationalen Zusammenschlusses und der internationalen Solidarität der Arbeiter gewesen, hatten sie doch stets mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für den Weltfrieden gewirkt. Freilich sind sie sich auch dessen bewußt gewesen, daß die Macht der Arbeiter allein nicht ausreicht Kriege unmöglich zu machen, wenn auch stärkere Faktoren nicht imstande sind sie zu verhindern.

Das deutsche Volk stand nun beim Ausbruch des Krieges einer Welt von Feinden gegenüber und mußte nur noch darauf bedacht sein sich selber zu schützen und den Sieg an seine Fahnen zu heften. Da eine gedeihliche Weiterentwicklung und die Zukunft der deutschen Gewerkschaftsbewegung von dem Stand der deutschen Volkswirtschaft abhängig ist, so kann den Gewerkschaftern der Ausgang des Krieges nichts weniger als gleichgültig sein.²⁾ Nicht nur in ihrem selbstverständlichen nationalen, auch in ihrem speziellen gewerkschaftlichen Interesse liegt es zu verhindern, daß Gebietsteile des Deutschen Reiches, etwa an Rußland, verloren gehen, und deren Arbeiter

¹⁾ Siehe Umbreit Die deutschen Gewerkschaften während des Krieges, sowie die Rundschau Gewerkschaftsbewegung, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914, 2. Band, pag. 1078 ff. und 1261 f.

²⁾ Siehe darüber Kloth Weltwirtschaft, Krieg und Gewerkschaften, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 27 ff.

dann unter schlechteren Lebensbedingungen zu leben gezwungen würden. Ebensowenig könnten sie es ruhig mitansehen, daß deutsche Kolonien an England fielen; als wirtschaftlicher Arbeiterklassenvertretung liegt ihnen die Zukunft der deutschen Industrie und ihrer Rohstoffversorgung am Herzen. Die Gewerkschaften haben auch weiter nach dem Krieg die Lebensbedingungen der Arbeiter zu verbessern. Sie wissen aber gar wohl, daß es in einem vom Feind niedergeworfenen und zertretenen Land längerer und schwierigerer Arbeit bedarf, um auch nur das bereits Errungene zu erhalten. Und auch dies kann infolge schlechter Konjunktur in Frage gestellt sein. Glaubt das Ausland wirklich, wir müßten vom Militarismus erlöst werden, so möge es doch diese Befreiungsaufgabe gefälligst uns selber überlassen. Wie sehr wir Gewerkschafter Grund haben uns gegen die Einführung der russischen Politik zu wehren, zeigt uns die Verhaftung der sozialdemokratischen Dumamitglieder und namentlich die Behandlung der Gewerkschaften durch die russische Regierung während des Krieges. Und nun gar die von England uns drohende Vernichtung des deutschen Handels, der deutschen Industrie und der deutschen Seeschifffahrt. Nicht nur in Großbritannien sondern in der ganzen Welt herrscht der englische Marinismus, der während des Krieges die gesamte Handelsschifffahrt der neutralen Länder unter seine Kontrolle gebracht hat. England will Deutschland aushungern, will uns jegliche Lebensmittelzufuhr vom Ausland abschneiden und einen lange dauernden Vernichtungsfeldzug gegen die wirtschaftliche Existenz des deutschen Volkes führen, um selber auf dem Weltmeer die alleinige Vorherrschaft zu behalten. Das ist der Zweck der englischen Einkreisungs- und Ententenpolitik. Deutschland vor allem soll verdrängt werden. Dagegen halte man den Ausspruch des deutschen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember 1914:

»Die Welt ist weit, sie bietet, wenn man nur nicht die freie Entfaltung unserer Kräfte hindern will, beiden Völkern Raum genug im friedlichen Wettbewerb ihre Kräfte zu messen.«

Daß dieser Weltkrieg vornehmlich der Krieg Englands ist: diese Überzeugung hat sich den deutschen Gewerkschaftern und ihrer Presse sehr bald aufgedrängt. Das Korrespondenzblatt der Generalkommission schrieb am 19. Dezember 1914 in einem Artikel über Englands Handelskrieg:

»England führt den Krieg gegen Deutschland ganz wesentlich als Handelskrieg durch. Englische Staatsmänner haben offen bekundet, daß der Krieg unter anderm die Vernichtung des deutschen Handels und der deutschen Industrie bezweckt. Der staatliche Apparat Großbritanniens ist in den Dienst dieses Feldzugs gegen die Existenz der deutschen Volkswirtschaft und das Brot der deutschen Arbeiterklasse gestellt.«

Nach verschiedenen Ausführungen über die völkerrechtlichen Grundsätze für den neutralen Handel und den Begriff der relativen Konterbande heißt es dann an anderer Stelle des selben Artikels:

»So hat also England die Kriegführung *modernisiert*, um seinen Konkurrenten vom Weltmarkt zu entfernen. Vereinbartes Völkerrecht ist von England ausgeschaltet, der Handel der neutralen Länder unter englische Seepolizei gestellt worden. Die neutralen Staaten werden in den Dienst des englischen Vernichtungsfeldzugs gegen die deutsche Volkswirtschaft gespannt.«

Des weitern wird der Beweis dafür geführt, daß dieser Feldzug nicht nur von der englischen Bourgeoisie gebilligt wird, sondern daß auch englische Arbeiterführer sich ihr angeschlossen haben. So hat der Vorstand des Britischen Eisen- und Stahlarbeiterverbandes es in einer Kundgebung als die

Pflicht der Mitglieder während des Krieges bezeichnet den Unternehmern bei der Überwindung der Deutschen auf wirtschaftlichem Gebiet zu helfen.

Ihre nationale Pflicht namentlich gegen England hat die deutsche Gewerkschaftspresse sehr bald begriffen. Der Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker brachte eine Artikelserie mit der Überschrift Das Deutschtum und seine Gegner, in der es unter anderm heißt:

»Es ist also nicht nur Deutschland, das bekämpft werden soll, sondern das Deutschtum ganz allgemein. In Deutschlands Stellung und Fortschritten verkörpert sich deutsche Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit. Unsere wirtschaftliche Position ist kein Sonderverdienst und kein Spezialgut von Deutschlands herrschenden Kreisen und Behörden sondern die konzentrische Zusammenfassung aller vorwärtsstrebenden Kräfte der Nation, wozu die deutsche Arbeiterschaft einen wahrlich nicht geringen Teil stellt. Die Einkreisungspolitik gegen Deutschland, für die Englands vorgängiger König die Richtlinien gezogen hat, ist mehr auf wirtschaftspolitische als auf militärische Ursachen zurückzuführen. Der jetzige Massenkrieg gilt also dem Deutschtum schlechthin, so töricht und aussichtslos das auch ist.«

Der Textilarbeiter, das Organ des Deutschen Textilarbeiterverbands, beginnt einen Artikel über Englands Anteil an den Ursachen und an den verheerenden Folgen des Weltkriegs wie folgt:

»Daran besteht ja wohl heute bei denen, die das imperialistische Streben des Kapitalismus in den einzelnen Staaten mit ständig steigender Sorge beobachtet haben, kein Zweifel mehr, daß dieser Krieg ein Krieg um die kapitalistische Oberherrschaft in der Welt ist, und daß dieser Krieg von dem Exekutivkomitee des englischen Kapitalismus, der Mehrheit der englischen Regierung, von langer Hand geplant und vorbereitet worden ist, weil die kapitalistischen Kreise Englands zu der Erkenntnis kamen, daß es ihnen nicht gelingen werde gegenüber der fortschreitenden Entwicklung der deutschen Industrie die Oberherrschaft in der Welt zu behalten. Da England das Land der größten Textilindustrie ist, so richtet sich natürlich auch das Streben Englands Deutschlands Welthandel zu schädigen gegen die deutsche Textilindustrie, für die ja der Welthandel Deutschlands eine Lebensfrage ist. Das Streben Englands kann also auch den deutschen Textilarbeitern nicht gleichgültig sein, denn letzten Endes richtet sich doch dieses Streben der englischen Imperialisten gegen die Existenz der deutschen Textilarbeiter.«

Das Organ des Textilarbeiterverbands wendet sich weiter gegen die Redensart, daß es den deutschen Arbeitern gleich sein könne, ob sie von einem deutschen, russischen, englischen, französischen oder sonstigen Kapitalisten ausgebeutet werden, und schließt dann mit den Worten:

»Man kann also sagen, was man will: Nachdem der Krieg ausgebrochen war, dessen fürchterliche Schrecken in Tausenden von Versammlungen ausgemalt worden waren, war es die Pflicht der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sofort fest und entschlossen zuzupacken, um erstens zu verhindern, daß Deutschland zum Schauplatz dieser Schrecken werde, und zweitens, um weiter zu verhindern, daß die deutsche Nation zerrissen und damit die Möglichkeit zerstört werde die deutsche Arbeiterklasse in eine starke einheitliche Organisation zusammenzuführen, die sie nötig hat, um durch sie, nicht aber durch eine leichtfertige Abenteuerpolitik, zur Schöpferin einer bessern Zeit zu werden.«

Mit besonderer Klarheit und Entschlossenheit formuliert das Verbandsorgan der Bauarbeiter, der Grundstein, die Pflichten, die sich aus der Lage des Deutschen Reichs ergeben. Das Blatt schreibt am 2. Januar:

»Das deutsche Volk weiß, wofür es diesen Kampf führen muß. Der Letzte im Volk weiß es und ist nicht Hundstott genug, um sein Land in diesem fürchterlichen Ringen, wo die halbe Welt es bedroht, zu verlassen. . . Dies Volk wird alle Opfer bringen, zu denen es fähig ist. Es wird die höchsten Kräfte einsetzen, um sich durchzuschlagen. Wir dürfen auch hoffen England zu einem angemessenen Frieden zu nötigen. Wohl reicht der Arm seiner Macht um den Erdball, wohl beherrscht seine Flotte die Meere in allen Zonen; aber auch das gewaltige England hat seine sehr verwundbaren Stellen, und gelingt es den deutschen Seckriegsmitteln seine

Lebensmittelzufuhr ernstlich zu gefährden, so wird auch dort die Neigung zum Frieden wachsen. Zu einem Frieden selbstverständlich, der der deutschen Volkswirtschaft die Bewegungsfreiheit läßt, die dem ganzen Volk so notwendig ist, wie dem einzelnen die Luft zum Atmen. Dafür kämpfen unsere Armeen. Und dafür sind alle die vielen Opfer gefallen, um die heute in Deutschland Hunderttausende von Müttern und Kindern weinen. Das wollen wir den Opfern des Krieges zeugen: Sie sind nicht gefallen, um wankende Throne zu stützen, um die Dividenden der Aktionäre der Rüstungsindustrie zu erhöhen, sie sind gefallen für ihre Heimat und für ihr Volk. Und darum mischt sich in unsere Trauer nicht das niederdrückende Gefühl, daß alle diese unsere Freunde und Kollegen ihr Leben einem fluchwürdigen Ziel geopfert haben, sondern das erhebende Bewußtsein: sie starben für die Größe und das Glück der Gesamtheit.«

Auf diesen Ton ist denn auch fast die gesamte Gewerkschaftspresse gestimmt. In der Holzarbeiterzeitung vom 5. Dezember heißt es:

»In den letzten Tagen des Juli noch, als die Kriegsgefahr drohend näherrückte, haben wir auf das schärfste gegen den Krieg protestiert. Als jedoch trotz dieses Protestes der Krieg zur Tatsache wurde, da gab es für uns keinen Zweifel, daß wir uns auf den Boden der gegebenen Verhältnisse zu stellen und mit Gut und Blut für die bedrohte Heimat einzutreten haben. Rückhaltlos stehen wir zu der Erklärung, die namens der sozialdemokratischen Fraktion der Abgeordnete Haase in der Reichstagsitzung vom 4. August abgegeben hat: In der Stunde der Gefahr lassen wir unser Vaterland nicht im Stich.«

In der Metallarbeiterzeitung vom 24. Oktober lesen wir:

»Die organisierten Arbeiter, die ja bisher schon, wie alle ihre Mitbürger, die Wehrpflicht erfüllten, übernahmen als eine Selbstverständlichkeit auch die Erfüllung der Pflicht der Verteidigung des Vaterlands und widerlegten dadurch millionenfach den ihnen immer von ihren Gegnern gemachten Vorwurf der Vaterlandslosigkeit. Dazu hätte es vernünftigerweise nicht erst des Krieges bedürfen sollen, denn die schon betonte willige Erfüllung der Wehrpflicht in Friedenszeiten sowie das offenkundige Ziel aller ihrer Bestrebungen und Tätigkeit die Verhältnisse für die Arbeiterschaft immer besser, angenehmer und erträglicher zu gestalten, das Vaterland zu einem immer wohnlicheren und behaglicheren Wohnhaus zu machen und so eine wahre, gehaltvolle und freudige Vaterlandsliebe zu pflanzen zeugten vom Gegenteil.«

Die Fachzeitung für Schneider äußert sich am 26. Dezember wie folgt:

»Solange der Krieg als ein unheilrohendes Gewitter am politischen Horizont stand, hat die Arbeiterschaft in einmütigem Willen gegen den Krieg demonstriert. Als er aber ausgebrochen war und es sich herausstellte, daß es nicht in ihrer Macht lag den selben zu verhindern, da war die eine schwere Schicksalsfrage, die sich ihnen aufdrängte: Sieg oder Niederlage des eigenen Landes? Die Arbeiterschaft entschied sich für die erstere Frage. Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten, die nicht zuletzt auf der politischen Einheit Deutschlands basierte, hat auch der Arbeiterbewegung einen machtvollen Impuls gegeben. Eine politische Zerstückelung Deutschlands im Fall einer Niederlage zöge ganz automatisch auch eine Zerstörung wertvoller Teile der deutschen Arbeiterbewegung nach sich. Das vor allem galt es zu verhindern, um ihre eigene Sache handelt es sich also. Um die Erhaltung ihrer nationalen Selbstständigkeit zu verwirklichen, war es ihre Pflicht diejenigen Mittel zur Verteidigung zur Verfügung zu stellen, die zur Erfüllung dieser Aufgabe nötig waren, und die ferner dazu dienten die Landesfeinde am Überschreiten der Grenzen zu hindern und damit jene Verheerungen und all die furchtbaren Schrecken abzuwehren, die mit dem Einbruch des Feindes verbunden sind. Für die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft stünden wertvolle Errungenschaften auf dem Spiel, wenn der letztere Fall eintreten würde. Das alte Schlagwort: der Arbeiter habe nichts zu verlieren als seine Ketten, ist nichts als eine inhaltlose Agitationsphrase, bei der es sich nicht lohnt sie auf ihren sachlichen Kern hin zu prüfen. Es hieße ja die ganzen gewerkschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte leugnen und den wirtschaftlichen und politischen Aufstieg der Arbeiterschaft gänzlich ignorieren, wollte man sich noch auf einen derartigen Standpunkt stellen. Der Rückschlag, der im Fall einer feindlichen Invasion über die Arbeiterbewegung hereinbrechen würde, käme einer Existenzvernichtung gleich. Sie hat daher schlechterdings ein Leben s-

interesse daran, daß der Vernichtungskrieg, der speziell von englischer Seite gegen die deutsche Industrie und den deutschen Handel geführt wird, erfolglos endet.«

Die Sattler- und Portefeuillezeitung bemerkt am 1. Januar:

»Die Arbeiter in Deutschland haben dank ihrer gewerkschaftlichen Tätigkeit mehr als ihre Ketten zu verlieren. Das Gegenteil behaupten wollen hieße Verrat üben an den bisher erzielten Erfolgen auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet. Nach wie vor treten wir ein für eine bessere Ausgestaltung der Sozialgesetzgebung, des Arbeiterschutzes, der Kranken- und Arbeitslosenfürsorge. Doch was wir bis jetzt erreicht haben, ist uns lieb und wert, so daß wir es nicht preisgeben wollen. In unserm Vaterland befinden wir uns auf erprobtem Boden, auf dem wir nach dem Völkerkrieg zum Wohl der gesamten Menschheit für unsere praktischen Ideale weiterkämpfen können. Von dieser Zuversicht sind auch unsere Kämpfer getragen. Wir freuen uns und sind stolz darauf zu wissen, daß die organisierten Arbeiter es mit ihrer Pflichterfüllung im Feld durchaus ernst nehmen. . . Wir fühlen uns eins mit ihnen [unseren Kriegern], unsere herzlichsten Wünsche begleiten sie in der Hoffnung, der völlige Sieg möge den deutschen Fahnen beschieden sein.«

In bemerkenswerter Weise, mit deutlicher Spitze gegen gewisse Gegentendenzen, die von manchen Eingängern gepflegt werden, läßt sich die Allgemeine Steinsetzerzeitung am 13. Dezember vernehmen:

»Die letzte Zeit hat genügend bewiesen, daß manche Leute sich mit keiner Faser in die vitalsten Erfordernisse der deutschen Arbeiter hinein zu denken vermögen. Wir sehen da ein ideologisches Kunterbunt sich breit machen, das nicht im geringsten sozialistischen Gedankengängen entspricht. Daß der Krieg nicht die Erscheinungen hervorbrachte, wie einzelne phantasiebegabte Theoretiker es lehrten, zeigt auf das neue, daß jede Sache ihre eigene Logik hat. Nun aber diese Theorien als das Notwendigste für die Arbeiterschaft hinzustellen, wie es manche Leute jetzt noch tun, nachdem es feststeht, daß dieser Krieg letzten Endes als Vernichtungskrieg gegen die deutsche Nation und ihre wirtschaftliche Macht von den Gegnern geführt wird, heißt mit der Arbeiterklasse ein frevelhaftes Spiel treiben. Die deutschen Gewerkschaften stehen demgegenüber ungeteilt auf dem Standpunkt, daß die Interessen der Nation und des Wirtschaftslebens sich in solchen Zeiten mit den Interessen der Arbeiterklasse identifizieren. Kein deutscher Arbeiter hat diesen unheilvollen Krieg gewollt, und kein deutscher Arbeiter hat je ein Wort für die weitere Ausdehnung des Krieges auf die abseits dem Ringen stehenden Völker übrig gehabt, wie es seitens einzelner Genossen des Auslandes mit sonderbarer sozialistischer Überzeugung heute noch geschieht. Die deutschen Arbeiter erkennen klar, was auch für sie auf dem Spiel steht. Sie haben ein hohes Interesse daran, daß sie politisch nicht der Knote Rußlands und wirtschaftlich nicht den Unterdrückungen und Einschürungen Englands ausgeliefert werden. Diese Stellungnahme deckt sich vollkommen mit den Erklärungen der Reichstagsfraktion und der Bewilligung der Kriegskredite. Kein Einsichtiger kann der Arbeiterklasse aus dieser Stellung ein Unrecht nachweisen. Daß die deutschen Arbeiter ihre internationalen Beziehungen und Pflichten je vernachlässigten, daran zweifeln nur Leute, die für eine reale Arbeiterpolitik den Boden verloren haben, und einzelne tonangebende Personen aus den Arbeiterkreisen unserer Gegner, die bisher die internationalen Pflichten in schönen Worten erschöpften. Die Kritik dieser Leute an der jetzigen Haltung der Arbeiterschaft zeigt das selbe Gesicht, das uns aus den Parteikämpfen der letzten Jahre nur zu bekannt ist.«

Die Stimmen aus der Gewerkschaftspresse ließen sich noch beliebig vermehren. Überall der gleiche Geist nationaler Solidarität. Überall aber auch ein Vertrauen auf die Zukunft, die absolute Zuversicht, daß Deutschland sich nicht vernichten läßt. Die Vorwürfe, die, von der englischen Weltpresse ausgesät, aus dem Ausland zu uns herüberschallen, werden mit ruhiger Entschiedenheit zurückgewiesen. Genosse Fritz Kummer, der das Ausland aus langjährigem Aufenthalt genau kennt, zeigt in der Metallarbeiterzeitung, daß die Freiheit der Arbeiterklasse gerade auch in England, das so gern

als demokratisches Musterland hingestellt wird, keineswegs größer sei als bei uns in Deutschland; wir hätten es nur bisher unterlassen die Fortschritte und Erfolge, die in unserm Land erzielt seien, dem Ausland mit aller Deutlichkeit zu verkünden, und daher sei ein ganz falsches Bild entstanden. Dazu kommt die Überzeugung, daß nach dem Krieg vieles bei uns noch anders und besser werden wird, weil, wie die Metallarbeiterzeitung ausführt, »dank der klugen Haltung der politischen und wirtschaftlichen Vertreter der Arbeiter, dank der unvergleichlichen Hingabe der Arbeiter selbst an eine welthistorische Aufgabe, die machtvollen Organisationen ungeschwächt die schweren Prüfungen überstehen werden, und weil die Notwendigkeit des nationalen Wiederaufbaus zur Nutzbarmachung der kostbaren Organisationskräfte zwingt, die in der Arbeiterschaft ruhen.«

Über die internationalen Verbindungen der Gewerkschaften meint die Holzarbeiterzeitung am 5. Dezember:

»Die Stellung der deutschen Arbeiter zu den Arbeitern des Auslands ist ein besonders heikles Problem. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die internationalen Beziehungen, die von der deutschen Arbeiterschaft mit großer Liebe gepflegt wurden, durch den Krieg eine starke Erschütterung erfahren haben. Wir können aber den Schwarzsehern nicht bestimmen, die das Ende der Arbeiterinternationale gekommen sehen. Wir sind im Gegenteil der festen Überzeugung, daß insbesondere die internationale Gewerkschaftsbewegung nach dem Krieg aufs neue erblühen und sich noch kräftiger entwickeln wird als es früher der Fall war.«

Und die Internationale Metallarbeiter Rundschau schließt einen Artikel über den Krieg in ihrer Septemberrunde mit den Worten:

»Den Mitgliedschaften der in den heute gegen einander kämpfenden Staaten empfehlen wir aber sich einen freien Blick zu bewahren und der durch die Schrecken des Krieges aufgestachelten Leidenschaft ihre Auffassung über Menschlichkeit und Solidarität der Arbeiter unter einander nicht zum Opfer zu bringen.«

In der Tat braucht die richtig verstandene und energisch durchgeführte Vertretung der nationalen Interessen durch die Gewerkschaftsbewegung eines jeden Landes der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse keinen Abbruch zu tun.³⁾ Im Gegenteil, die gewerkschaftliche Internationale erhält erst durch das Fundament der Nationen ihre eigentliche Stabilisierung. Es ist daher wohl auch als sicher anzunehmen, daß die internationalen Vereinbarungen der Gewerkschaften, die auf materieller Grundlage ruhen und einen festumschriebenen praktischen Zweck verfolgen, in den meisten Fällen wiedererstanden werden. Dieser Krieg wird aber gerade den Gewerkschaftern aufs deutlichste gezeigt haben, wie eng ihre Interessen mit denen ihrer Volksgenossen verknüpft sind, wie sehr auch den Arbeitern neben und über ihrem Klasseninteresse das Interesse ihres Landes, das nationale Gemeinschaftsgefühl lebensnotwendig ist.

XX

ALBERT BAUMEISTER · DIE BELGISCHE ODYSSEE



UNDERTTAUSENDE von Belgien, alt und jung, Männer, Frauen und Kinder, haben ihre Heimat fluchtartig verlassen. Viele mußten ihre Behausungen aus militärischen Gründen räumen. Weit aus die meisten aber wurden von der Massenpanik, einer modernen Kriegskrankheit, erfaßt. Obwohl kein deutscher Soldat je ihre Gegenden betreten, rannten sie davon, als die ersten Gerüchte über die *Ulanen* oder

³⁾ Siehe auch Winnig Der Krieg und die gewerkschaftliche Internationale, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 11 ff.

die *Preußen* zu ihnen drangen. Diese Namen gellen in ihre Ohren wie etwa uns der Ruf der Kosaken.

Aus den Küstengegenden zogen sie auf den leeren Truppentransportdampfern der Engländer, auf allen möglichen und unmöglichen anderen Fahrzeugen über den Kanal. Viele kamen drüben in kleinen Fischerbooten an, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die sehr bösartige See des Ärmelkanals so manchen Flüchtling samt seinem Boot verschlungen hat. Andere, und sie bilden wohl die Mehrheit, suchten Rettung in Holland, um von dort aus die Reise nach England oder nach den inneren Provinzen Frankreichs anzutreten. Mehrere Hunderttausend sind heute noch Gäste des gastfreundlichen Volkes der Dünen und Deiche, das oft seine liebe Not mit ihnen hat. Die deutsche Verwaltung in Belgien hat dauernd versucht die flüchtigen Belgier mit Hilfe der Konsuln neutraler Staaten zur Rückkehr zu bewegen. Und das in deren eigenem Interesse, weil ja ihr Hab und Gut in ihrer Abwesenheit nur verlieren kann. Alle Mühe aber scheint vergebens. Die ausländische Lügenpresse träuft ihnen gar zu viele Schauernmärchen über das Treiben der deutschen Besatzung ein und macht sie obendrein glauben, daß täglich, ja stündlich der Hinauswurf der *Barbaren* aus dem Land zu erwarten sei. Sogar die Humanität lobt die Vaterlandsliebe jener Belgier, die durch ihren passiven Widerstand es unmöglich machen wollen das wirtschaftliche Leben des Landes wieder in Gang zu setzen. So wird die Theorie entwickelt und gepredigt, die Flüchtlinge müßten im Ausland bleiben, die Zurückgebliebenen aber sollten jede geregelte Tätigkeit unterlassen und lieber der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen als etwa arbeiten und dadurch den Deutschen die Wiederbelebung des Erwerbslebens ermöglichen. Die Verhältnisse in Belgien werden dadurch immer schlechter. Dem Ausland gegenüber macht man die deutsche Verwaltung dafür verantwortlich, die es angeblich versäume für die Bevölkerung der besetzten Gebiete zu sorgen. Dabei kommt es der Auslandspresse aller Schattierungen auf die schlimmsten Übertreibungen wenig an. In der Praxis aber ist diese Taktik ein recht zweischneidiges Schwert, denn die zunächst dadurch Notleidenden sind die belgischen Arbeiter und ihre Familien selber.

Auf die Dauer sind diese Zustände natürlich unmöglich. Schon beginnen ihre Gastgeber in Holland und England unmutig zu werden. Dort haben nämlich manche der Gäste recht unliebsame Episoden heraufbeschworen. Als angeblich von den Deutschen vertriebene, mißhandelte Belgier ließen sich viele Schwindler feiern und festlich bewirten. Solche Fälle hat man oft entdeckt, so daß man jetzt zum Beispiel in England Detektive beschäftigt, um die *falschen Belgier* zu entlarven. Natürlich hat das alles sehr den Enthusiasmus für die belgischen Flüchtlinge abgekühlt, zumal man auch langsam erfährt, daß viele der von ihnen so kunstfertig vorgebrachten Gruelgeschichten erfunden sind. Immerhin muß anerkannt werden, daß die Holländer in sicherlich sehr uneigennütziger Weise (bei den Engländern dürften wohl andere Berechnungen mitgespielt haben) Hunderttausenden von heimatlosen Belgiern Obdach und Nahrung gewährten. Fast das ganze Land war zu einer belgischen Kolonie geworden, und die Regierung mußte zur Deckung der dadurch entstehenden großen Unkosten eine besondere Anleihe aufnehmen. Der ungeheure Zuzug hatte aber auch eine Erhöhung der Lebensmittelpreise in ganz Holland zur Folge, das ja schon in Friedens-

zeiten auf die Zufuhr aus dem Ausland zur Ernährung seiner Einwohner angewiesen ist. Um so mehr ist die Gastfreundschaft dieses Volkes hochzuschätzen. Die Presse des Landes verlangt sogar andauernd noch größere Erleichterungen, noch weitere Opfer für die zum Teil in Lagern untergebrachten Belgier.

Von den belgischen Flüchtlingen, deren Zahl man auf insgesamt 1 Million schätzt (fast ein Sechstel der Bevölkerung des Landes) befinden sich rund 110 000 in England. Diese Zahl wächst andauernd durch Zuzug aus Holland, das auf die Dauer die Bürde kaum zu ertragen vermag. In der Woche nach dem Fall von Ostende kamen 26 000 in dem Hafen Folkestone an. Rund 6000 Juden flohen aus Antwerpen. Für sie wird von der Londoner jüdischen Gemeinde gesorgt. Die Unterbringung der übrigen oblag zunächst privaten Organisationen. Ihre Aufgabe aber ward so groß, daß sie immer mehr von staatlichen Organen übernommen werden mußte. Man hat die Flüchtlinge möglichst auf alle Teile des Landes verteilt und dadurch auch den Enthusiasmus für den Krieg und die Rekrutierungskampagne, für den *Feldzug der Rache für die unschuldigen Belgier*, sehr geschickt belebt. (Eine ähnliche Beeinflussung der öffentlichen Stimmung hat die belgische Völkerwanderung übrigens auch in Holland zur Folge gehabt.)

Das größte Problem für die Engländer ist die Frage der Beschäftigung der Belgier. Sie sehen nämlich die Gastgeberei von einem andern Standpunkt an als die biedereren Holländer. Zuerst waren es englische Gewerkschaften, die sich über die unlautere Konkurrenz der Belgier beschwerten. Als der Klagen gar zu viele wurden, setzte die Regierung eine Kommission ein, die sich mit der Frage der Unterbringung und Beschäftigung der belgischen Flüchtlinge befaßt. Dieser Kommission gehören unter anderen der Vorsitzende der Arbeiterpartei, der Sekretär des Parlamentarischen Komitees, die Vorsitzenden der Verbände der Bergarbeiter, Transportarbeiter usw. an. Ihr Bericht ist kürzlich als Regierungsdrucksache erschienen.

Zunächst wurde festgestellt, daß auf Erfordern der belgischen Regierung für Männer zwischen 18 und 30 Jahren Beschäftigung nicht gesucht oder angeboten werden dürfe, da diese ins belgische Heer einzutreten hätten. Als die ersten Grundsätze wurden dann die folgenden aufgestellt: Kein belgischer Arbeiter darf beschäftigt werden, solange nicht alle Anstrengungen gemacht worden sind mit Hilfe der Arbeitsnachweise britische Arbeiter zu finden. Belgische Arbeiter sollen nicht zu schlechteren Löhnen oder ungünstigeren Arbeitsverhältnissen beschäftigt werden als die sonst in dem betreffenden Bezirk üblichen. Da indessen in fast allen Gewerben, in denen die Flüchtlinge beschäftigt werden könnten, Arbeitslosigkeit selbst unter den englischen Arbeitern herrscht, so sind jene Grundsätze ein schlechter Trost für die sonst so fleißigen Belgier. Man will sie nun der Landwirtschaft zuführen. England hat ungeheure Landflächen, die bebaut werden könnten, und die augenblicklich als Spiel- und Sportgründe sowie für Jagdzwecke reserviert sind. Um die Volksernährung vom Ausland unabhängiger zu machen, wird schon seit langem deren Bebauung gefordert. Unter den 110 000 Belgiern befinden sich aber auffälligerweise nur 600 Bauern, Landarbeiter und dergleichen. So sind denn alle Hoffnungen die Belgier unter-

zubringen im wesentlichen nicht in Erfüllung gegangen. Insgesamt wurde bis zum 21. Dezember durch die staatlichen Arbeitsnachweise nur 602 männlichen und 5 weiblichen belgischen Flüchtlingen Arbeit vermittelt.

Mit großer Mühe hat man jetzt ein Register aller Flüchtlinge hergestellt und diese dabei in folgende 3 Gruppen eingeteilt: 1. gelernte Arbeiter, die in solchen Industrien untergebracht werden könnten, in denen britische Arbeiter fehlen, wie Arbeiter der Waffenindustrie, Glasbläser, Wollarbeiter, Bergarbeiter, Motorbauer und Landarbeiter; 2. gelernte Arbeiter, in deren Beruf Aussicht auf Beschäftigung in der britischen Industrie nicht besteht, wie Schneider, Eisenhändler, Juweliere, Putzmacherinnen, Kleidermacher, Buchdrucker, Buchbinder, Portefeuller und Tischler; 3. andere, besonders Staatsbeamte, Unternehmer, Angestellte, Musiker, Lehrer, Schriftsteller und Rechtsanwältinnen, für die überhaupt keine Aussicht auf Unterbringung vorhanden ist. Für die zweite Gruppe wird die Errichtung von Werkstätten empfohlen. In diesen sollen mit Hilfe der belgischen Regierung solche Waren und Gegenstände hergestellt werden, die nach Beendigung des Krieges in Belgien selbst wieder gebraucht werden. Auf diese Weise würde vermieden werden, daß diese Arbeiter mit ihren englischen Kollegen in Konkurrenz treten. Ein Zentralkomitee soll die Organisation und die Überwachung übernehmen. An den in Betracht kommenden Orten sind lokale Komitees aus Vertretern der Unternehmer, Gewerkschaften, Behörden usw., die »möglichst auch die Hilfe von einem oder mehreren Vertretern der Belgier selbst erwirken sollen«, zu bestellen. Die Belgier würden also, obgleich sie für sich oder, besser gesagt, für ihr Land arbeiten, selbst sehr wenig zu sagen haben. Grundprinzip soll sein, daß auch nicht einer der hergestellten Artikel in England zum Verkauf gelangt. Die Belgier sollen die Rohmaterialien liefern, während England die übrigen Kosten decken würde. Hierfür kämen staatliche Mittel und vor allen Dingen die private Wohltätigkeit in Frage. Die betreffenden Arbeiter würden nach wie vor möglichst die Gastfreundschaft englischer Familien in Anspruch nehmen, daneben aber vielleicht eine kleine Unterstützung in bar für ihre Arbeit erhalten. Die zur ersten Gruppe gehörenden Arbeiter sollen ausschließlich durch die staatlichen Arbeitsnachweise vermittelt werden dürfen.

Wohl auf Anregung der englischen Regierung haben belgische Abgeordnete und Konsuln auch in den Vereinigten Staaten wegen der Ansiedlung belgischer Landwirte verhandelt. Sie sind aber ohne Erfolg zurückgekehrt. Allgemein ist man in den Vereinigten Staaten gegen jede weitere Zuwanderung. Und gerade bei den belgischen Landwirten, die an fruchtbaren Boden und nahe Absatzgebiete gewöhnt sind, hatte man obendrein besondere Bedenken. Der amerikanische Farmer muß als Anfänger heute noch manchmal jahrelang arbeiten, ehe seine Ländereien ihm wirklichen Ertrag liefern. Man fürchtete daher, daß die belgischen Kolonisten bald enttäuscht in die überfüllten Städte zurückfluten würden. Zudem zeigt sich zu aller Erstaunen immer mehr, daß die belgische Landbevölkerung viel weniger von der Furcht und von dem Fluchtfieber ergriffen wurde als die Bewohner der Städte und Industriebezirke. Man hat den ganzen Plan daher zunächst fallen lassen müssen.

Das richtigste wäre natürlich, wenn die Belgier es über sich brächten, trotz

aller politischen Gegensätzlichkeit, schon jetzt das Wirtschaftsgebilde ihrer eigenen Heimat wieder aufzubauen zu helfen. Je mehr sie dies auf Betreiben jener, die nicht nur die Niederlage Deutschlands sondern auch die möglichst gründliche Vernichtung anderer Konkurrenten auf dem Weltmarkt wünschen mögen (und dazu gehört auch Belgien), verschieben, um so mehr schaden sie der Zukunft des eigenen Landes. Aber auch die moralischen Wirkungen des jetzigen Zustands der passiven Resistenz auf die arbeitende Bevölkerung, die sich selbst zum Nichtstun auf lange Zeit verurteilt, sind gar nicht abzusehen. Das sollten auch die belgischen Partei- und Gewerkschaftsführer, die auf den jetzigen Kurs ihrer Landsleute solch großen Einfluß haben, nicht außer acht lassen. Anzeichen einer beginnenden Einsicht sind auch bereits vorhanden. So teilt Genosse Noske, der Belgien in letzter Zeit mehrfach besucht hat, mit, daß zum Beispiel in Brüssel schon viele Arbeiter wieder zur Arbeit zurückgekehrt sind. In der Tat. Wie auch die politische Zukunft des Landes sich gestalten mag; seine ökonomische Zukunft nicht dauernd zu gefährden muß mit in erster Linie die Sorge der belgischen Arbeiter und ihrer Klassenvertretung sein.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Max Schöppel

Krieg und Wirtschaft Eine Reihe von Bundesratsbekanntmachungen, alle vom 25. Januar 1915 datiert, bezeichnet wohl den Höhepunkt der eigenartigen wirtschaftlichen Um- und Neuorganisationen, zu denen uns der Krieg gezwungen hat. Für das gesamte Reichsgebiet ist die sofortige Beschlagnahme aller Brotgetreide- und Mehlvorräte angeordnet; in Privatbesitz verbleiben außer kleineren Mengen (unter 1 Doppelzentner) und außer Saatgut nur solche Vorräte, die in landwirtschaftlichen Betrieben zur Ernährung der in ihnen beschäftigten Personen erforderlich sind. Die Übernahme des Getreides und die Weiterverfügung fällt an die Kriegsgetreidegesellschaft, die an der Jahreswende von der preußischen Regierung unter starker Beteiligung der deutschen Städte und eines Teils der großen Industrie als gemeinnützige Unternehmung gegründet wurde, schon damals ausgestattet mit dem Recht der Enteignung und mit der Aufgabe betraut große Mengen von Brotgetreide zu erwerben, zu lagern und vornehmlich für die Sicherung des Bedarfs der letzten Monate des Erntejahrs zu sorgen; in ihren Aufsichtsrat sind neben Vertretern des Staats und der Städte Mitglieder des Großgewerbes gewählt. Die

Kriegsgetreidegesellschaft weist in Zukunft den Mühlen die zu vermahlenden Mengen zu; die höhere Verwaltungsbehörde setzt erforderlichenfalls einen angemessenen Mahlohn fest. Das gesamte Brotmehl wiederum wird auf die Kommunalverbände nach dem Verhältnis der zu versorgenden Bevölkerung verteilt werden. Die Kommunalverbände sollen, wie es in einem Aufruf des preußischen Staatsministeriums heißt, den Verkauf der ihnen überwiesenen Vorräte an ihre zu versorgenden Einwohner so regeln, daß jedermann eine entsprechende Menge von Brot und Mehl erwerben kann, und andererseits die Vorräte bis zur nächsten Ernte im Hochsommer voll ausreichen. Ähnlich sind zur Sicherstellung von Fleischvorräten die Städte und Landgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern verpflichtet einen Vorrat an Dauerwaren zu beschaffen und ihre Aufbewahrung sicherzustellen; zu diesem Zweck kann ihnen auch das Eigentum an Schweinen von der zuständigen Behörde übertragen werden. An der Spitze des ganzen Aufbaus steht die Reichsverteilungsstelle, aus 16 Bundesratsbevollmächtigten und je 1 Vertreter des deutschen Landwirtschaftsrats, des Handelstags und des Städtetags gebildet. Man hat sonderbarerweise gerade in einigen Arbeiterblättern abermals an der Bezeichnung Sozialismus für

so viele der jüngsten tiefen Staatseingriffe Anstoß genommen. Selbstverständlich haben letztere in der Tat mit einer Diktatur des Proletariats über Güterproduktion und -verteilung und mit der Abschaffung aller Klassenunterschiede verteuft wenig zu tun. Aber darin erschöpfte sich der Begriff des Sozialismus niemals, weder geschichtlich nach der ganzen Gedankenentwicklung der Arbeiterbewegung, noch rein logisch-begrifflich. Soweit der Sozialismus allezeit das Zurücktreten der Profitinteressen von Einzelkapitalisten oder von kapitalistischen Gruppen zugunsten des Gesamtinteresses erstrebte (das heute allerdings das Gesamtinteresse der zu einer Nation und einer nationalen Kulturgemeinschaft unlösbar verbundenen verschiedensten Besitz- und Nichtbesitzschichten darstellt), soweit Sozialismus den überragenden Einfluß einer staatlich-einheitlich ordnenden Gesellschaftsgewalt gegen die sonst frei und unregelt konkurrierenden zersplitterten Unternehmungen bedeutet, so weit ist allerdings die ganze Ausnahmeära des Krieges ein Triumph der sozialistischen Idee, der auch später noch auf lange Zeit seine unverwischbaren Spuren im öffentlichen Bewußtsein aller Volksteile hinterlassen muß.

× **Kriegeschriften** ×
Mit gewohnter Rührigkeit und Umsicht hat Professor J. Jastrow die ungeahnten

Umbildungen des Staats- und Wirtschaftslebens, die neuartige ausgebreitete Gemeindetätigkeit, die Leistungen der Selbsthilfeorganisationen und Interessenverbände, so wie sie überall gleich nach dem Krieg mit einer unerhörten Wucht einsetzen, mit fleißigster Vertiefung in alle Einzelheiten geschildert (Im Kriegszustand /Berlin, G. Reimer/). Ein Anhang bringt den Wortlaut oder knappe Auszüge der hauptsächlichsten Gesetze und Verordnungen, auch mancherlei statistische Übersichten. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die dem Reichstag vorgelegten Denkschriften über die wirtschaftlichen Maßnahmen aus Anlaß des Krieges (Drucksache 26, Nachtrag 29), ferner auf die Zusammenstellung der Anordnungen des Bundesrats auf Grund des Gesetzes vom 4. August 1914 (Drucksache 27) verwiesen. Wiederabdrücke aller dieser Regierungspublikationen sind auch im Buchhandel erschienen /Berlin, C. Heymann/.

Sehr fleißig und belehrend ist ferner eine Bearbeitung der deutschen Han-

delstatistik Unser Handel mit unseren Feinden von Rudolf Dietrich /Leipzig, Duncker & Humblot/, der für das nächstzurückliegende Jahrfünft die deutschen Ausfuhr- und Einfuhrbeziehungen zu den gegnerischen Ländern nebst ihren Kolonien nach Warenarten, Gruppen und sonstigen Lieferquellen, die etwa Ersatz bieten können, detailliert verfolgt.

Wirksame internationale Vergleiche der Armee- und Flottenstärken, der Rüstungsausgaben aller Art ermöglicht das 14. Heft der Finanzwirtschaftlichen Zeitfragen /Stuttgart, F. Enke/, betitelt Die Rüstungsausgaben des Deutschen Reichs, in dem der Abgeordnete M. Erzberger zugleich noch andere brennende Streitfragen (reichseigene und private Rüstungsindustrie, Beschränkung der Rüstungen) wie immer unter Beherrschung eines reichen parlamentarischen und statistischen Materials erörtert.

Professor Dr. Heinrich Pohl (Greifswald) widmet England und der Londoner Deklaration eine längere geschichtliche und völkerrechtliche Studie /Berlin, Guttentag/, die von den wichtigsten Aktenstücken (Londoner Deklaration, Konterbandeerkklärungen und Kaperanordnungen Englands, Deutschlands Protestdenkschrift) begleitet ist. Ganz Agitations- und Kampfschrift, aber immerhin ein gutes Spiegelbild der Auffassungen in den Handelsinteressenkreisen ist dagegen die Broschüre Der englische Seeräuber und sein Handelskrieg von einem Hamburger Kaufmann /Berlin, Concordia/.

Alle Praktiken der englischen Handelsrivalität spiegeln sich wider in einem Büchlein Sidney Whitmans, des einstigen Bewunderers von Deutschland und Bismarck; mit der Übersetzung (Krieg dem deutschen Handel /Leipzig, Zehrfeldt/) hat sich A. Kirchrath, der Chefredakteur der Magdeburgischen Zeitung, ein unbestreitbares Verdienst erworben.

Noch freudiger ist es zu begrüßen, daß die Schrift Professor Hugo Münsterbergs, des angesehenen und unermüden Deutschenamerikaners, The War and America /New York, Appleton/ jedermann durch die Aufnahme in die billige Tauchnitzausgabe leicht zugänglich gemacht ist.

Das 180. Heft der Schmoller-Sering-schen Forschungen /Leipzig, Duncker & Humblot/, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Teerfarbenindustrie von Dr. Fritz Redlich, darf man hier vielleicht anschließen, weil

Amerika und England selber durch das Ausbleiben der deutschen Zufuhren seit dem Krieg empfindlichst betroffen sind.

× **Lebensmittel-
eigenproduktion** Die Frage, wieweit, nach der fast allseitigen Abschneidung der Zufuhren, Deutschlands Eigenerzeugung das Durchhalten bis zur nächsten Ernte und darüber hinaus an sich ermöglicht, kann man bis in alle wesentlichen Einzelheiten kaum besser verfolgen als an der Hand der ausgezeichneten »Kriegsbeurteilung« des bayrischen Ministerialrats Friedrich Edler von Braun Kann Deutschland durch Hunger besiegt werden? /München, Gerber/. In gewissem Sinn ist die Schrift als eine Vorläuferin und eine Begründung des spätern Regierungseinschreitens zu bezeichnen (allerdings ohne Beschlagnahme und Monopol, gegen die beide von Braun seinerzeit aufgetreten ist). Danach wäre im Durchschnitt der Erntejahre 1908-1909 bis 1911-1912 der Bedarf für den Unterhalt der deutschen Bevölkerung ganz aus der Inlandernte zu decken gewesen, vorausgesetzt einmal, daß von einer Verfütterung von Weizen und Roggen an Vieh sowie von einer Verwendung von Getreide und Kartoffeln zur Branntweinbrennerei und zu gewerblichen Zwecken ganz abgesehen worden wäre, und ferner, daß eine Verschiebung des Verbrauchs an Weizenmehl zugunsten einer vermehrten Verwendung von Roggen und Kartoffeln stattgefunden hätte. Für das laufende Ernte- und Kriegsjahr würden gegenüber dem bisherigen Verbrauch an Brotgetreide etwa 3,35 Millionen Tonnen fehlen, während an Kartoffeln sich ein Überschub von über 2,49 Millionen Tonnen ergäbe. Zur Deckung des Fehlbetrags ständen jedoch zur Verfügung oder wären leicht verfügbar zu machen: noch 300 000 Tonnen Vorräte aus dem Vorjahr, 1 Million Tonnen durch Unterlassung der Verfütterung und der gewerblichen Verwendung; 2,05 Millionen Tonnen könnten Ersatz finden durch Verwendung von Gerste und Kartoffeln, wozu etwa 1 Million Tonnen Gerste und 6 Millionen Tonnen Kartoffeln notwendig wären. »Faßt man danach das Ergebnis dieser Betrachtungen zusammen, so läßt sich ohne jede Schönfärberei feststellen, daß wir uns vor dem Schreckgespenst des Ausgehungertwerdens nicht zu fürchten brauchen. Denn wenn sich auch unser bisheriger Verbrauch an Lebensmitteln etwas einschränken muß, so darf doch nicht übersehen werden, daß

sich gerade auf diesem Gebiet der Mensch nach der Decke streckt, und daß unsere Decke im Lauf der letzten Jahrzehnte recht groß und behäbig geworden ist. . . Die deutsche Landwirtschaft hat ihre schwere Aufgabe glänzend gelöst, und man muß es ihr und den Bundesregierungen Dank wissen, daß sie unbeirrt von allen Angriffen unter den schwierigsten Verhältnissen sich nicht von dem Weg haben abdrängen lassen das deutsche Volk aus eigener Scholle zu ernähren.«

× **Ernährung
und Kolonisa-
tion** Eine ähnliche statistische Bearbeitung, gleichfalls

überaus reichhaltig und durch größere Lebendigkeit der begleitenden Ausführungen vielleicht noch anziehender besitzen wir übrigens in Herman Kranolds Massenernährung, Agrarpolitik, Kolonisation /München, Steinicke/; der Verfasser ist den Lesern der Sozialistischen Monatshefte kein Fremder mehr. Für die Fleischversorgung reicht danach die deutsche Landwirtschaft unter normalen Bedingungen, ungefähr wenigstens, aus. Die Beseitigung des Brotdefizits wird wesentlich von der Minderverwendung des Getreides zur Branntwein- und Bierbereitung zu erwarten sein. Eine weitere Hoffnung (Kranold spricht allgemein, nicht nur von etwaigen Kriegszeiten, die er bei Abfassung der Schrift nur bedingungsweise im Auge haben konnte) ist darin zu sehen, daß die Kartoffel, der am weitesten in der Massenernährung verbreitete Kohlehydratträger, durch neue Behandlungsweisen neuer Verwendung in der Ernährung zuzuführen ist. Auch die Einschränkung der Zuckerausfuhr und des Zuckerrübenanbaus ermöglichte noch die Eingliederung großer Bodenflächen in den Brotkorn- und Futtermittelanbau. Das bis zu einem gewissen Grad vorhandene Defizit an tierischen Fetten müsse stärker durch pflanzliche Fette gedeckt werden, die allerdings kaum aus der heimischen sondern aus der kolonialen Produktion zu gewinnen seien. Die Kranoldschen praktischen Schlußfolgerungen aus alledem gehen uns als Partei besonders an, denn sie lauten (und diese Erkenntnisse scheinen sich allgemach ganz unauffällig auszubreiten): bäuerliche Innenkolonisation und zugleich überseeische Produktionsbetätigung. »Wenn vernünftig verfahren wird, das heißt, wenn der natürlichen Tendenz des Familienbetriebs in der Landwirtschaft die Latifundien zu depossedieren noch Vor-

schub geleistet wird, dann wird sich die deutsche Fleischproduktion jederzeit auf der Höhe halten lassen . . . Wir haben vielfach gefehlt in der Vergangenheit und müssen umlernen: denn wir brauchen schon deshalb einen gebildeten, selbstdenkenden Bauern, weil, wie wir gesehen haben, dieser je nach der Lage der Weltproduktion die eine Produktionsart fallen lassen und die andere ergreifen muß. Und ganz das selbe gilt für die auswärtige Kolonisation: auch dorthin von vornherein Kinder unseres Geistes zu verpflanzen, das ist wahrlich eine Aufgabe, die uns locken sollte. Man mag in der Kolonisation eine bedauerliche Tatsache sehen, man mag sich gefühlsmäßig gegen sie sträuben, soviel man will: aber das mag man nicht, daß man aus Trotz, aus Degout, aus beleidigtem Dogmatismus eine Gelegenheit zur Kulturarbeit versäumt, abweist, wegwirft, wie sie in Jahrhunderten noch keiner Arbeitergeneration geboten wurde, wie sie in Jahrhunderten keiner mehr geboten werden wird.«

× **Kurze Chronik** An die Stelle des Reichsschatzsekretärs Kühn ist Dr. Helfferich,

bisher Direktor der Deutschen Bank, getreten. × Der eingehenden allgemeinen Wirtschaftsübersicht, die Julius Kaliski in seinem Artikel Unsere wirtschaftliche Kriegsrüstung (in diesem Band, pag. 22 ff.) gegeben hat, seien diesmal ergänzungsweise nur ein paar besonders hervorsteckende Tatsachen noch hinzugefügt. Die deutsche Roheisenerzeugung bietet bis zum Jahresschluß das Bild einer ununterbrochenen Erholung von den ersten Kriegsrückschlägen. Im August hatte der Rückgang (immer gegen den gleichen Monat des Vorjahrs) nicht weniger als 64 % betragen, im September 63 %; er sank alsdann im Oktober auf 56, im November auf 50, im Dezember auf 47 %. × Die Verkehrseinnahmen der preußischen Staatseisenbahnen zeigen eher eine noch kräftigere Rückkehr zu durchaus günstigen Verhältnissen. Die Einnahmen des entsprechenden Vorjahrsmonats zur Grundlage genommen, gingen ein (in %):

Monat	Personenverkehr	Güterverkehr
August	56,51	41,25
September	49,59	68,73
Oktober	61,80	79,67
November	75,36	81,41
Dezember	78,12	95,44

Die Einnahmen aus den Militärtransporten sind dabei allerdings mitgerechnet, aber sie betragen im Dezember im Personenverkehr nur 5,78 %, im Güterverkehr nur 4,54 %. Um so erfreulicher ist, daß gleichwohl die ausschlaggebenden Einnahmen aus dem Güterverkehr fast normal (über 95 %) waren.

× **Literatur** Die mexikanische Frage ist für Europa und selbst für die Vereinigten Staaten durch den Weltkrieg mehr in den Hintergrund gerückt worden. Die europäisch-amerikanischen Besitzer von Staatsanleihen, Eisenbahn-, Bergwerks- und Petroleumwerten bleiben jedoch von den mexikanischen inneren Wirren auf das schwerste betroffen, und auch die öffentliche Aufmerksamkeit wird sich dem von Natur reichausgestatteten, kulturverwilderten Land wieder lebhafter zuwenden. Ein guter Führer, sowohl geschichtlich-politisch wie finanzkapitalistisch-wirtschaftlich, ist das Werk des Amerikafinanzkenners J. Singer Die mexikanischen Finanzen und Wilsons panamerikanische Politik / Berlin, Siemenroth/. × Auf des Grafen S. J. Witte Vorlesungen über Volks- und Staatswirtschaft, 2 Bände / Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ wird nächstens ausführlicher zurückzukommen sein.

Gewerkschaftsbewegung / Paul Kampffmeyer

Krieg und Gewerkschaftsbewegung Die deutschen freien Gewerkschaften haben das ganze Armeekorps in das Feld gesandt. Nach der gewerkschaftlichen Erhebung vom 31. Oktober waren von 2 301 829 Mitgliedern 661 005 oder 31,3 % in das Heer getreten. In der Folgezeit nahm die Zahl der Kriegsteilnehmer in den Gewerkschaften noch ständig zu. So waren vom Metallarbeiterverband bis zum 12. Dezember allein 186 691 Mitglieder zu Kriegsdiensten eingezogen. Vom Holzarbeiterverband waren von 156 558 Mitgliedern 47 302 oder 30,2 % bis zur 21. Kriegswache zur Armee berufen worden. Vom Bäckerverband leisteten bis zum 31. Dezember 13 013 Mitglieder Kriegsdienste, vom Fabrikarbeiterverband 30,6 % bis zum 26. Dezember.

Die freien Gewerkschaften sind, wie diese Ziffern beweisen, ein wichtiger Teil jener ordnenden und gestaltenden Kraft, die auf den Schlachtfeldern des Westens und Ostens Übermenschliches, Heroisches leistet. Und mit Fug und Recht charakterisiert das Korrespondenzblatt der

Generalkommission die gewerkschaftlichen Organisationen als einen ausschlaggebenden Faktor für die Selbstverteidigung des deutschen Volks; denn diese Organisationen haben Millionen deutscher Volksgenossen zur Solidarität und Opferwilligkeit erzogen, in Disziplin geschult und zu dem Gedanken, daß der eigene Vorteil unbedingt dem Gemeinwohl unterzuordnen ist, erhoben. Über die nationale Stimmung der deutschen freigewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Arbeiter nach dem Kriegsausbruch hat ein Mitarbeiter schweizerischer Arbeiterblätter in der Schweizerischen Metallarbeiterzeitung sehr interessante Aufzeichnungen gemacht, von denen folgende hervorgehoben seien: »Ich habe unter den Hunderten von Arbeitern, die ich während 14 Tage in den genannten Städten [Lindau, München, Hof, Plauen, Leipzig, Dresden usw.] gesprochen habe, fast keinen einzigen getroffen, der anderer Meinung gewesen wäre als die deutsche sozialdemokratische Reichstagsfraktion, die bekanntlich an den Tagen des 4. August und 2. Dezember für die Kriegskredite eingetreten ist. Fast keinen einzigen! Hingegen versicherten alle, daß sie nicht einen Augenblick über die Stellung der Fraktion im Zweifel gewesen wären, daß sie sie alle erwartet und als gegeben betrachtet hätten. . . Die Organisierten hätten in den ersten Augusttagen ihre Mitgliederbücher in die Gewerkschaften gebracht und sich abgemeldet, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß es anders sein könnte, hätten die Mobilmachung und die Folgeleistung zu ihr als etwas ganz Selbstverständliches angesehen; sie würden jedem, der ihnen etwas anderes gesagt hätte, ins Gesicht gelacht haben.« Auch in den anderen kriegführenden Staaten standen die gewerkschaftlichen Arbeiter durchweg treu zu ihrem Land. In Frankreich trieb vor dem Kriegsausbruch die organisierte Arbeiterschaft eine leidenschaftliche Friedenspropaganda. In den Tagen der Mobilmachung jedoch schlug die Stimmung total um. Hervé, der ehemalige Antimilitarist, beschwor die Arbeiter in seiner Guerre sociale keine Sabotage gegen Mobilisierung zu versuchen, denn gegenüber der augenblicklichen Gefahr dürfe es nur ein einheitliches Volk der Franzosen geben. In England ergriff nach dem Kriegsausbruch eine stark nationalistische Strömung große Gruppen der Führer der Gewerkschaften. So erklärte der Vorstand des Britischen Eisen- und

Stahlarbeiterverbands seinen Kameraden, zur Überwindung der Deutschen auf wirtschaftlichem Gebiet müßten sie mithelfen. Große Massen gewerkschaftlicher Arbeiter hatten sich bis Anfang Dezember 1914 für das Heer anwerben lassen. Mindestens 225 470 Angeworbene, nicht weniger als 20 bis 25 % der englischen Armee, sollen organisierte Industriearbeiter sein.

× Nationale Wohlfahrts-politik ×
Bei Kriegsausbruch habe ich in dieser Rundschau (1914, 2. Band, pag. 1261 f.)

die Politik der Gewerkschaften als eine ausgesprochene soziale Wohlfahrts-politik charakterisiert. Die Gewerkschaften funktionierten nicht als proletarische Klassen- sondern als Gesellschaftsorgane im sozialen Gesamtinteresse. Sie betätigten sich vor allem auf dem Gebiet der nationalen Lebensmittelversorgung. »Alle Lebensmittelfragen«, schrieb das Korrespondenzblatt der Generalkommission, »sind als nationale Fragen zu behandeln. Das gilt nicht bloß von dem Nahrungsmittelgewerbe im engern Sinn, wie Getreidehandel und -zurichtung, Mühlen-, Bäckereibetriebe, Obstverwertung, Zuckerindustrie, Fleisch-, Fisch- und Gemüsekonserven usw., sondern auch von der Versorgung mit Kohlen, Düngemitteln und tierischen Arbeitskräften, Leuchtstoffen.« In ihr Programm stellten die Gewerkschaften die Versorgung der heimischen Landwirtschaft mit ausreichenden Arbeitskräften und eine großzügige innere Kolonisationspolitik. In diesem Punkt vereinigten sich die Bemühungen der Generalkommission der Gewerkschaften mit denen des sozialdemokratischen Parteivorstands. Die Forderungen beider Körperschaften fanden bedauerlicherweise nicht die gebührende Berücksichtigung bei den staatlichen und kommunalen Organen. Der Bundesrat setzte zwar Höchstpreise für Getreide fest, aber die Preise für Weizen und Roggen wurden viel zu hoch bemessen, so daß die Generalkommission und der sozialdemokratische Parteivorstand in einer Eingabe vom 4. November um eine Revision der Preisfestsetzung dringend ersuchte. Die Generalkommission betrieb dann rühlig die Festsetzung von Höchstpreisen für Kartoffeln und Kartoffelerzeugnisse (Mehl, Stärke, Flocken). Als die Festsetzung der Kartoffelhöchstpreise erfolgt war, kritisierte das Korrespondenzblatt die Höhe dieser Preise und wies den Gewerkschaftskartellen die Sorge für die Gestaltung

der örtlichen Handelspreise und für die Deckung des örtlichen Bedarfs zu. Am Beginn des neuen Jahres widmete das Korrespondenzblatt der Frage der Volksernährung zwei eindringliche Artikel. Das Verbot der Nacharbeit für Bäckereien und Konditoreien wurde darin als einschneidende Maßregel gewürdigt. Der Erlaß von Vorschriften über die Beschlagnahme von Warenvorräten wird als wichtiger Schritt zur Sicherung der heimischen Volksernährung im Krieg charakterisiert. Das Korrespondenzblatt forderte darauf die Gemeinden zur Ergreifung umsichtiger Maßnahmen für die Versorgung ihrer Bewohner mit den notwendigsten Lebensmitteln auf. Des weitern regte es die Erschließung aller gegenwärtig nicht benutzten, aber anbaufähigen Gelände für den Getreide-, Kartoffel-, Gemüse- oder Futteranbau an und wies den Gemeinden die wichtige soziale Aufgabe der Organisation der Bodenverwertung zu. In der Frage der Erschließung des anbaufähigen Geländes für die Lebensmittelproduktion unternahmen dann die Gewerkschaften Groß Berlins einen wichtigen Schritt: Die Vertreter der Gewerkschaftskommission Groß Berlins traten einstimmig für den Plan ein das Berliner Baugelände für den Anbau von Kartoffeln nutzbar zu machen und genehmigten 10 000 Mark für die Beteiligung der Gewerkschaftsmitglieder an diesem Projekt. Die Artikel des Korrespondenzblatts über die Frage der Volksernährung unterstützten warm diesen Plan und schlossen mit den Worten: »Wenn alle Kräfte einmütig sich in den Dienst des Gemeinwohls stellen, dann ist unser Volk unüberwindlich.«

× Arbeitslosen- fürsorge

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands wurde schon bald

nach dem Ausbruch des Weltkriegs bei den zuständigen Reichsbehörden vorstellig, um durchgreifende Maßnahmen zur Behebung der Erwerbslosennot vorzuschlagen und namentlich die Einführung der öffentlichen Arbeitslosenunterstützung anzuregen. In wirksamen Artikeln drängte dann das Korrespondenzblatt auf die Einführung dieser Institution hin. Und am 12. Dezember konnte dieses Blatt einen praktischen Erfolg der fortgesetzten Bemühungen der deutschen freien Gewerkschaften melden. In den Verhandlungen der Freien Kommissionen des Reichstags vom 2. und 3. Dezember wurde nämlich »auf Grund des vom Reichstag angenommenen Gesetzes

über die Kriegskredite ein Betrag von 200 Millionen Mark nach näherer Bestimmung des Bundesrats bereitgestellt für Gewährung von Wochenbeihilfen während des Krieges sowie zur Unterstützung von Gemeinden oder Gemeindebehörden auf dem Gebiet der Kriegswohlfahrtspflege, insbesondere der Erwerbslosenfürsorge und der die gesetzlichen Mindestsätze übersteigenden Unterstützungen von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften«. In den wiederholten Verhandlungen, die die Vertreter der Generalkommission mit dem Reichsamt des Innern pflogen, wurden für die Arbeitslosenfürsorge folgende Richtlinien in Aussicht genommen: Von einer für das ganze Reich geltenden Arbeitslosenfürsorge nahm man Abstand. Den Gemeinden jedoch empfahl man die Einführung dieser Fürsorge. Finanzschwache Gemeinden sollen aus den Kassen der Bundesstaaten und des Reichs Zuschüsse zur Arbeitslosenunterstützung erhalten. Bei der Organisation der Arbeitslosenfürsorge sollen die Gemeinden die Gewerkschaften und Gewerkvereine aller Richtungen zur Mitarbeit heranziehen. In einer von der sächsischen Regierung gegebenen Anweisung heißt es: »An verschiedenen Orten hat es sich bewährt die Arbeitslosenunterstützungen der Gemeinde an organisierte Arbeiter gleichzeitig mit der Unterstützung der Gewerkschaft, des Gewerkvereins oder des Verbands durch diese zur Auszahlung zu bringen. Jedenfalls aber dürfen Unterstützungen der Gewerkschaften sowie der Gewerks- und Versicherungsvereine, die Ersparnisse der unterstützten Personen darstellen, keinesfalls höher als zur Hälfte in Rechnung gestellt werden.« »Die gleichen Bestimmungen«, so betonte die Generalkommission in ihrem Aufruf an die örtlichen Gewerkschaftskartelle und die Zweigvereine der Zentralverbände, »dürften auch allgemein für das Reich getroffen werden. Soll den Arbeitslosen schnell geholfen werden, so müssen wir diesen Grundsätzen zustimmen und sie in den Gemeinden zur Durchführung bringen.« Diese Beschlüsse der Freien Kommission des Reichstags vom 2. und 3. Dezember 1914 werden hoffentlich der Arbeitslosenfürsorge der Gemeinden einen kräftigen Antrieb zu schneller Fortentwicklung geben. Bisher ist leider die kommunale Arbeitslosenfürsorge nicht aus den ersten Anfängen herausgekommen. Obwohl schon im August 1914 der Staatssekretär des Innern

durch die Bundesstaaten den Gemeinden die Einführung der Arbeitsloseneinrichtungen anzupfehlen ließ, verhielten sich die Gemeinden durchweg kühl ablehnend gegenüber dieser Empfehlung. Das ergab eine Umfrage der Gewerkschaftskartelle. Diese Umfrage erfolgte Ende September; die Berichte der Gewerkschaftskartelle liefen aber zum großen Teil erst Ende November ein. Nach diesen Berichten ist nur in 301 Gemeinden in irgendeiner Form etwas für die Arbeitslosen getan worden. Von 126 Gemeinden wird gemeldet, daß keine oder nur sehr wenige Arbeitslose vorhanden waren. Es handelt sich also hier um einige für den Krieg arbeitende Orte und um Grenzorte. Von 301 Gemeinden gewähren 106 den Arbeitslosen nur gelegentlich eine Barunterstützung, einen Mietszuschuß oder Naturalien. In 186 Gemeinden ist die Arbeitslosenunterstützung nach bestimmten Sätzen durchgeführt, in 9 weiteren Gemeinden war dies bei Abschluß des Berichts in Aussicht genommen. Erfreulicherweise ist in keinem der Orte der Versuch gemacht worden der Arbeitslosenunterstützung den Charakter der Armenunterstützung zu geben.

Über die Mitwirkung der Gewerkschaften bei den kommunalen Arbeitsloseneinrichtungen äußert sich dann das Korrespondenzblatt folgendermaßen: »Die Beteiligung der Gewerkschaften an der Organisation ist sehr verschiedenartig. In einigen Orten sind Kriegsausschüsse oder Unterstützungskommissionen eingesetzt, in denen die Gewerkschaften vertreten sind. In anderen ist ihnen die Kontrolle der Arbeitslosen, wieder in anderen auch die vorschußweise Auszahlung der Gemeindeunterstützung übertragen worden. Hierin wie auch bei der Anrechnung der Gewerkschaftsunterstützung dürften in den nächsten Wochen verschiedentliche Änderungen eintreten. Es wird unserer Überzeugung nach die in der Kriegszeit geschaffene Einrichtung eine dauernde werden, über die Jahr für Jahr Bericht zu geben ist. Ob dies der Fall sein wird, hängt ausschließlich von der Arbeiterschaft respektive von dem Einfluß ab, den diese sich zu sichern vermag.« Hoffentlich beherrigen die Gewerkschaftskartelle diese Aufmunterung zu reger Tätigkeit.

✕ ✕
 Das und Zu Neujahr erinnerte das
 Gewerkschaft Korrespondenzblatt der Ge-
 neralkommission in einem
 Rückblick auf das Jahr 1914 an das

Wort des Kaisers: »Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur noch Deutsche und an das Versprechen des Reichskanzlers für seinen Teil dafür mitzuwirken, »daß es auch nach dem Krieg nur mehr Deutsche geben dürfe.« »Man kann«, so fährt es fort, »daraus ungezwungen den Verzicht auf jede Art ausnahmegesetzlicher Maßnahmen gegen einzelne Bevölkerungsklassen herauslesen. Man wird aber auch nicht zu weit gehen mit der Deutung, daß auch die ausnahmsweise Handhabung des gemeinen Rechts, die bedrohliche Auslegung gegen gewisse politische oder volkswirtschaftliche Interessenvertretungen ein Ende haben müsse, und daß von einer Verschärfung der Gesetze gegen die Arbeiterbewegung nicht mehr die Rede sein kann. Nicht minder liegt in der Verheißung, daß es nach dem Krieg nur mehr Deutsche geben dürfe, die Anerkennung des Anspruchs auf völlige Gleichberechtigung auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiet.«

Im Kunstwart veröffentlichte der Untermehrmerversandsekretär Bröker einen Artikel, in dem er darauf hinwies, wie sehr Deutschland an militärischer Stärke namentlich bei den Reservisten und Landwehrleuten dadurch gewinnt, daß eine gewaltige Zahl von ihnen seit Jahrzehnten in der Arbeiterbewegung stand. Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung beruhen auf straffer Disziplin und zugleich Persönlichkeitsziehung des einzelnen Mitglieds, auf Einordnung und Selbstbehauptung, auf verständigem Handeln des einzelnen im Rahmen eines großen Ganzen. Die Sozialdemokratie wiederum habe die Massen zu unbegrenzter Opferwilligkeit für ihre Ideale erzogen.

✕ ✕
 Kurze Chronik Am 18. Dezember feierte Professor Lujo Brentano seinen 70. Geburtstag. Brentano hat sich allzeit als ein unerschrockener Kämpfer für das Koalitionsrecht der deutschen Arbeiterschaft bewährt. Er bahnte dem Kollektivvertrag den Weg. Viele gewerkschaftliche und politische Blätter gedachten an diesem Tag der Verdienste Brentanos um die gewerkschaftliche Arbeiterschaft Deutschlands. ✕ Die Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz veröffentlichte einen sozialpolitisch wertvollen Situationsbericht über die Wirkungen des europäischen Krieges auf die Volkswirtschaft, die sozialen Zustände und auf die Arbeiterbewegung in der

Schweiz. Beim Kriegausbruch verließen mindestens 100 000 fremde Kurgäste im Zeitraum von 4 bis 5 Wochen die Schweiz. Dazu gesellten sich noch 120 000 bis 150 000 Geschäftsleute und Arbeiter. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund ging vom 30. Juni bis zum 30. September in seiner Mitgliederzahl von 88 000 auf 58 000 zurück. Von diesen 58 000 Mann befinden sich 22 343 Mann im schweizerischen Militärdienst. Von den verbliebenen Mitgliedern der registrierten Gewerkschaften sind rund 11 500 ganz und 13 000 teilweise arbeitslos.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Georg Chaym

Ruhm

In Zeiten wie den jetzigen, in denen man so laut den Atem der Geschichte hört, greift man mit besonderem Interesse nach der Schrift *Die Genesis des Ruhms* von Dr. Julian Hirsch /Leipzig, Barth/. Wenn sie sich auch ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte nennt, so ist doch der Boden, auf dem sie sich, wenigstens nach des Verfassers Absicht, bewegt, hauptsächlich psychologisch. Denn wohl nur auf psychologischem Weg läßt sich die Aufgabe lösen gewisse Objekte der historischen Betrachtung, nämlich die *großen Individuen*, nicht in ihrem objektiven Werden zu verfolgen sondern die in den Betrachtenden liegenden, also subjektiven Faktoren aufzuzeigen, durch die jene Individuen uns erst als große Männer erscheinen. Die Kernfrage der Geschichte (und das Problem der Biographie) soll nicht lauten: Wie kommt das bedeutende Individuum zustande? Vielmehr: Wie entsteht die Anschauung von der Eminenz eines Individuums? Ja, es sind in jedem einzelnen Fall erst sämtliche subjektiven Faktoren aufzuzeigen, die die bestimmte *Erscheinungsform* der Eminenz eines Individuums hervorgebracht haben, es ist also gewissermaßen erst das *Individuum an sich* herauszuschälen, ehe die Frage nach der wirklichen Eminenz, nach der persönlichen Größe des Individuums beantwortet werden kann. Diese Aufgabe mag schwer, in manchen Fällen vielleicht sogar unausführbar sein, das heißt das Individuum an sich ist gar nicht zu erreichen; sie ist aber die erste und Hauptaufgabe der Biographik. Dieser wichtigste und, wie der Verfasser meint, in seiner prinzipiellen Bedeutung nirgends erkannte Teil einer jeden Bio-

graphie, soll »Phänographik« heißen. Anfänge zu einer so gerichteten Geschichtswissenschaft liegen bereits vor, zum Beispiel in dem Buch A. Ludwigs über Schiller und die deutsche Nachwelt.

Unter den die Erscheinungsform des Individuums bildenden, also ruhmzeugenden, ruhmweiternden und ruhmvermindernden Faktoren stehen der Zeit nach, aber durchaus nicht ihrer Bedeutung nach, an erster Stelle die von dem Individuum selbst ausgehenden, so die wirkliche Eminenz des Individuums und sein Beruf (wobei es einem in der jetzigen Zeit, sonst sicherlich weniger, auffällt, daß der Beruf des Feldherrn nur sehr selten Erwähnung und Beachtung beim Verfasser findet); von psychologischem Interesse ist die Rolle des Todes, seine Tatsache und seine Arten, in der Genesis des Ruhms. Das Urteil über das Individuum indessen bildet sich in einer Masse, mag die nun sehr viele oder sehr wenige Personen, zeitlich und räumlich genommen, umfassen. Daher ist eine Anzahl massenpsychologischer Faktoren zu berücksichtigen, wie das Verehrungsbedürfnis, das Gemeinschaftsgefühl, das Sensationsbedürfnis, das Mitleid, das Widerspruchsbedürfnis und, was mir als das psychologisch interessanteste erscheint, das Konzentrationsbedürfnis, das heißt der unserer Vorstellungs- und Denktätigkeit innewohnende Zwang eine Gruppe von Vorstellungen oder Gedanken, zum Beispiel geschichtliche Ereignisse, durch eine Vorstellung zu ersetzen, beispielsweise durch eine Person, mag der Zusammenhang innerlich oder äußerlich, nah oder entfernt sein. Vielleicht ist auf diesen Faktor der größte Teil der *Bekanntheiten* zurückzuführen. Das vor allem historisch zentrierte Interesse des Verfassers hat ihn leider verhindert an dieser Stelle psychologisch weiterzugehen; es wäre von Reiz zu verfolgen, wie etwa durch das Mitdenken gewisser Ereignisse oder Personen mit anderen allmählich irgendeines hervortritt, die anderen in sich konzentrierend und so an Erinnerungskraft, das heißt an Bekanntheit gewinnend, und etwaigen darin auftretenden Gesetzmäßigkeiten nachzuspüren.

Neben den von der Masse ausgehenden psychologischen ruhmzeugenden und ruhmweiternden Faktoren sind auch soziale zu beobachten; von diesen seien erwähnt: die Zeittendenzen, Erziehung und Schule, die Tagespresse, die populärwissenschaftliche Literatur.

Wie aber jede subjektiv-individualistische Betrachtungsweise (und als solche erscheint mir die vom Verfasser tendierte historische Methode) zur Skepsis führt, so auch hier. Wenn der überwiegend größere Teil der ruhmgenetischen Faktoren »irrationaler« Natur ist, wenn sie nur zum geringsten Teil in der berühmten Person oder Tatsache wurzeln, welchen Wert hat denn dann noch das so oft bemühte Urteil der Nachwelt? Und wie sollen wir dann entscheiden, wer wirklich unsere großen Männer sind? Man wird dem Verfasser wohl zustimmen können, wenn er auf Grund seiner Ausführungen jenem Urteil gar keinen Wert für die Schätzung der Persönlichkeit zugestehen will. Daraus folgt aber dann die geschichtsphilosophische Auffassung, daß die Bedeutung der großen Individuen, besonders wenn es sich nicht so sehr um Tat als vielmehr um künstlerische Eminenz handelt, weniger aus ihrer Persönlichkeit, viel beträchtlicher aus ihrer Erscheinungsform folgt. So wird (damit scheint die Skepsis überunden) es zur Aufgabe der Geschichtsschreibung Entstehung und Kraft der Erscheinungsform eminenten Individuen zu untersuchen; die eigentliche Biographie aber wird in die Individualpsychologie verwiesen. Diese wird die von Hirsch' Schrift ausgehende Anregung sicher gern aufnehmen, sie darf aber auch darauf hinweisen, daß in den individualpsychologischen Biographien, wie sie etwa auf Grund des von dem Institut für angewandte Psychologie aufgestellten Psychogramms in den Schriften von P. Margis über E. T. A. Hoffmann und von L. Lewin über Hebbel /beide Leipzig, Barth/ vorliegen, auch ohne »Phänographik« psychologische Biographien gegeben sind. Widersprechen aber muß der Psychologe den Ausführungen über das Genie. So gewiß Genie und Talent wohl ursprünglich Wertbegriffe sind, so sind sie doch sicherlich andererseits auch objektive, psychologisch charakterisierbare Kategorien, in die nun neue Erscheinungen eingereiht werden können, wenn auch die charakterisierenden Momente bereits gewerteten Personen entnommen worden sind. Es geht wohl nicht an in dem Genie nur die höchste Ruhmform zu sehen, so daß der aus dieser Gleichsetzung folgende Satz des Verfassers abzulehnen ist: es gäbe keine verkannten Genies. Auch der Historiker wird wohl dem Verfasser nicht in allen Punkten zustimmen. Wertvoll wird, denke ich, das

Buch besonders dem Lehrenden sein, sowohl wegen der Verschärfung des kritischen Bewußtseins wie auch wegen der sehr zahlreichen Literaturhinweise, die allerdings andererseits das Buch für den Fachmann stark belasten. Wie es überhaupt der Erscheinungsform der mit tiefer Überzeugung und großem Wissen vorgetragenen Gedanken nur förderlich sein könnte, wenn sich der Verfasser einmal zu einer gedrängtern Darstellung entschließen würde.

× Kurze Chronik von Psychologen stehen, soweit bis jetzt bekannt ist, im Feld: der 2.

Assistent am Psychologischen Institut zu Berlin Dr. von Allesch, der Leiter des Instituts für angewandte Psychologie zu Klein Glienicke Dr. Lipmann, der Assistent am Psychologischen Institut zu Göttingen Dr. Katz. Der Assistent am Psychologischen Institut zu Frankfurt am Main, Dr. W. Köhler, wird durch den Krieg auf Teneriffa festgehalten, wo er bisher die Station zur Untersuchung von Menschenaffen leitete. × Zum etatsmäßigen Assistenten am Psychologischen Institut der Universität München wurde der Privatdozent für Philosophie Karl Bühler ernannt. Bühler, ein Schüler Külpes, war früher Privatdozent in Würzburg und Bonn, wo früher auch Külpe, jetzt in München, wirkte. Im Sinn der von Marbe und Külpe inaugurierten Denkpsychologie hat er grundlegende Untersuchungen, Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge, im 9. und 11. Band des Archivs für die gesamte Psychologie veröffentlicht; von anderen Veröffentlichungen seien erwähnt: Die Gestaltwahrnehmungen /1913/ und ein Artikel Aufmerksamkeit im 1. Band des Handwörterbuchs der Naturwissenschaften. Bühler steht augenblicklich als Bahnhofsarzt im Feld.

× Literatur Eine prinzipielle Grundlegung der Psychologie und prinzipiell gesehene Übersicht geben zwei neuaugelegte Bändchen der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt: Rehmke Die Seele des Menschen und Verworn Die Mechanik des Seelenlebens. Es sind dies zwei durchaus gegensätzliche Schriften. Rehmkes Grundanschauung ist die Lehre von der Wechselwirkung zwischen Gehirn und Seele, wenn er auch in seinen Hauptschriften solche Distinktionen als überflüssig, ja gefährlich ablehnt. Verworn ist Monist, nicht

im Sinn des politisch-philosophischen Samseluriummonismus sondern des auf sensualistischer Basis aufgebauten Monismus, der also, weil die Analyse der Umwelt, zum Beispiel eines Körpers, uns immer nur auf Empfindungen, Tast-, Druck-, Gesichts-, usw. -Empfindungen, und auf keine anderen Elemente führt, annimmt, es gibt überhaupt »immer nur Empfindungen, immer nur Dinge von einer Art. . . Es sind nicht zwei verschiedene Reihen, eine körperliche und eine geistige, da, sondern es gibt überhaupt nur eine Reihe, mag man sie nennen, wie man will.« Die Bedenken anzuführen, die mich zur Ablehnung dieser anscheinend so plausiblen und anscheinend so gar nicht metaphysischen Ansicht veranlassen, verbietet leider der Raum. Ich weise nur auf eine psychologische, schon sehr bedenkliche Konsequenz hin. »Mit der Erkenntnis der gesamten Bedingungen, an die das geistige Geschehen im einzelnen gebunden ist, wäre auch das gesamte Geistesleben erforscht:« Nein, nie und nimmer. Und besäßen wir die vollkommenste physiologische, besser neurologische Kenntnis der Gehirnvorgänge, wir hätten damit noch keine Erkenntnis. Denn (und darin liegt mir das Hauptmotiv zur Ablehnung des sensualistischen Monismus) die im Psychischen bestehenden Gesetzmäßigkeiten haben kein Analogon in denen des Physischen. Dieser Tatsache trägt die Lehre von Rehmke, wie mir scheint, besser Rechnung. Ihm sind Seele und Leib zwei völlig ungleichartige Einzelwesen, die, mit einander in »Wirkungszusammenhang« stehend, die Einheit Mensch bilden. Die grundwissenschaftliche Ableitung dieses Satzes kann hier nicht einmal auszugsweise wiedergegeben werden. Besonders bemerkenswert ist die ungemein scharfsinnige Deduktion, durch die das Hauptargument der Parallelisten und Pseudomonisten seit Spinozas Zeiten: es könne zwischen Psychischem und Physischem, weil zwischen Ungleichartigem, keine Wechselwirkung bestehen, gründlich widerlegt wird. Wer psychologische Erkenntnis sucht, der greife zu Verworn, zu Rehmke dagegen, wenn es um psychologisch-erkenntnistheoretische zu tun ist. X In der gleichen Sammlung ist in 2. Auflage die Arbeit E. Trömers Hypnotismus und Suggestion erschienen. Bei der Unklarheit, die noch immer vielfach über das Gebiet der Hypnose herrscht, und die dann die Ursache phantastisch-mystischer Ideen wird, ist das klar und

übersichtlich geschriebene Büchlein sehr zu empfehlen. Es gehört zum Glück nicht in die Kategorie der so zahlreichen Bücher über Hypnose, die auf die Leichtgläubigkeit der Laien spekulieren, sondern es versucht immer jene scheinbar so ungesetzmäßigen, wunderbaren Erscheinungen in die uns bekannten und geläufigen seelischen Phänomene einzureihen. Natürlich vertritt auch Trömer die heute ziemlich allgemein angenommene Ansicht, daß alle hypnotischen Erscheinungen psychologisch, durch Suggestion und nicht etwa durch irgendeine Art physischer Einwirkung erklärt werden müssen. Wünschenswert wäre es, daß der Verfasser das besonders seltsame Phänomen des Rappports, zumal des Isolierrappports, praktisch und theoretisch behandelt hätte, jene Erscheinung, daß der Hypnotisierte nur mit dem Hypnotiseur in Reaktionszusammenhang steht. Ein wenn auch kleines Literaturverzeichnis wäre für eine spätere Auflage sicher eine gern gesehene Bereicherung.

KUNST

Dichtkunst / Julius Bab

Krieg und Dichtkunst Von der vorhandenen oder zu erwartenden Wirkung des Krieges auf die Dichter ist sehr viel gesprochen worden, und meist in einem überschätzenden Sinn. Freilich nur ein romantischer Ästhet im lebensfremdesten Sinn des Wortes kann bezweifeln, daß ein soziales Erdbeben wie der Krieg einen Künstler erschüttern muß. Ist doch der Künstler wie jeder wahrhaft lebendige Mensch kein isoliert zu denkendes Ich sondern ein Stück Menschheit; so wird er leidenschaftlich Stellung nehmen müssen, im Krieg oder gegen den Krieg. Aber es heißt andererseits das Wesen der Poesie wie der Menschen überhaupt verkennen, wenn man annimmt, daß ein noch so großes Erlebnis über Nacht ein Geschlecht starker und aufs Große gerichteter Begabungen erzeugen werde. Gewiß ist es möglich, daß die große Erschütterung hier und dort Quellen einer großen dichterischen Gefühlskraft hervorbrechen läßt, die bisher unter der Oberfläche liefen. Aber auch hier und überall kann ein äußeres Ereignis doch nur wachrufen, bewahren, verdeutlichen, was innerlich da ist. Kleine, eines großen Gemeinsinns und Weltans ernangelnde Gemüter werden nach wie vor eine äußerliche und kette Poesie zeitigen und werden eher

den großen Stoff des Krieges klein machen als durch ihn groß werden. Bei denen aber, die nicht erst im Krieg das Schwingen eines mächtigen Gesamtgefühls zu lernen haben, wird es sehr lange dauern, bis sie den ungeheuren Stoff mit ihrem innersten Wesen so verarbeitet haben, daß ein großes Kunstwerk daraus entstehen kann. Fast nur der Lyriker hat die Möglichkeit aus einem Erlebnis beinahe unmittelbar ein Lied zu machen, weil seine Kunstform in die Tiefe der Augenblicke, nicht in die Weite der Zusammenhänge führt. Ein episches oder dramatisches Gedicht aber, das in einem edlern, geistig belangvollen Sinn die ungeheure Erschütterung dieser Monate gestaltet, das wird erst in Jahren, vielleicht erst in Jahrzehnten möglich sein, wenn dieses Erlebnis, von dem wir ja das Ende, das den Sinn jedes vorausgehenden Augenblicks umfärben wird, noch nicht kennen, ganz in die Reihe innerlicher Erfahrungen eingesunken ist.

× **Kriegslyrik** Die Lyrik, die als einzige dichterische Form fast unmittelbare Antwort auf Zeiteindrücke geben kann, hat denn auch eine wahrhaft ungeheure, schier beängstigende Produktion hervorgebracht: die Kriegslyrik. Ich habe die dichterische Mobilmachung der Deutschen nur im Monat August auf etwa 1½ Millionen geschriebener und mindestens 3000 gedruckter Gedichte berechnet, und seither hat der Kraftaufwand kaum nachgelassen. Es sind bereits etwa 60 kriegslyrische Sonderpublikationen in Buch- oder Heftform erschienen und geradezu zahllose Anthologien. Beinahe jeder deutsche Verlag bringt eine. Für die Breite einer gewissen primitiven Kunstbildung in Deutschland beweist das gewiß etwas und sicher auch etwas für die Stimmung der Deutschen im Krieg, denn ein verängstigtes oder von brutaler Angriffslust getriebenes Volk singt nicht. Der künstlerische Ertrag aber ist gering, denn auch hier hat das große Außenereignis nicht plötzlich innerliche Talente schaffen können. Ein wirklich populäres, ins Volk dringendes Lied ist nicht entstanden; noch immer muß man die im Wortlaut ganz unpassende Wacht am Rhein singen, und von den derberen Verscherzen, die hier und da wenigstens versucht sind, hat kein einziger die glückliche Schlagkraft des Kreuzliedchen oder des Kutschliedes von 1870. Einen wirk-

lichen, ins Weite reichenden Erfolg haben bisher zwei Gedichte gehabt: Zunächst das schon vielfach komponierte österreichische Reiterlied des Advokaten und Reserveoffiziers Zuckermann:

»Drüben am Wiesenrand:
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?»

Der Verfasser dieser landknechtsmäßig altertümlichen Weise ist inzwischen in den Karpathenkämpfen wirklich gefallen. Im starken Gegensatz zu dieser liedartigen Weichheit steht dann das andere erfolgreiche Gedicht der Zeit in seinem hartgehämmerten Pathos: Ernst Lissauers Haßgesang gegen England, der eine weitverbreitete Empfindung so sicher auslöste, daß es heute bald kein Papier mehr in Deutschland, keine Zeitung, keine Zeitschrift, kein Buchunternehmen, keine Feldpostpackung gibt, auf der diese Verse nicht abgedruckt werden. Übrigens gehören die von Lissauer herausgegebenen Flugblätter Worte in die Zeit /Göttingen, Hapke/ zu den wenigen Sonderpublikationen zeitgemäßer Lyrik, die auch sonst künstlerischer Beachtung wert sind; außer jenem Haßgesang sind dort noch geistig starke und formal sehr reife Strophen an die wahren »Führer« Deutschlands, an das angstvoll träumende England und anderes mehr zu finden. Von künstlerischem Belang sind ferner die Kriegslieder Albrecht Schäffers /Hannover, Ey/, und in Richard Dehmels Kriegsgedichten (Volkesstimme, Gottes Stimme, /Hamburg, Herold/), bei Alfons Petzold (Krieg /Wien, Anzengruberverlag/), bei dem gärend jungen Rudolf Leonhard (Über den Schlachten /Berlin, A. R. Meyer/) sowie bei Schaukal (Eberne Sonette /München, Georg Müller/), bei dem etwas rhetorischen, aber oft starken Rudolf Alexander Schröder (Heilig Vaterland /Leipzig, Inselverlag/), auch bei Will Wesper (Vom großen Krieg /München, Beck/) und Hermann Klezyl (Auf bebender Erde /Breslau, Schottlaender/) finden sich einige starke Strophen. Vieles aber von dem nicht vielen, was künstlerisch Wertvolles bisher gedichtet wurde, muß man ein- weilen noch in Anthologien aufsuchen; so vom Kriegsbeginn die einfachen und starken Impressionen von Alfred Kerr, das schöne Lied Soldatenabschied von dem Rheinischen Kupferschmied, Heinrich Lersch, und sehr innige Verse von Ludwig Thoma, oder aus späterer Zeit starke und tief sinnige Strophen von Hans Frank und Paul Zech.

Aus der kaum noch durchdringlichen Masse der Anthologien mögen wenigstens einige genannt sein, denen irgendeine Art von Absicht und Charakter anzumerken ist. Die Inselbücherei hat in ihren hübschen und erstaunlich billigen Bändchen Deutsche Vaterlandslieder und Deutsche Kriegslieder herausgegeben, die im wesentlichen die deutsche Vergangenheit chronologisch durchmessen und nur am Schluß auch einige wenige Gegenwärtstücke aufnehmen. Ähnlich hat Paul Friedrich die Vaterlands- und Kriegspoesie der Deutschen im 19. Jahrhundert geordnet (Dich will ich preisen, Vaterland /Berlin, Borngräber/), um freilich der Gegenwart einen viel größeren Raum zu widmen. Eugen Diederichs gibt im Format sehr glückliche, gut gedruckte und ganz kleine Heftchen heraus, von denen die mit Noten versehenen Liedertexte besonders hübsch, die eigentlichen Gedichtauswahlen etwas kritiklos sind (Empor mein Volk!, Ein Hähnlein woll'n wir rupfen! und anderes zum Singen; ohne Musik bis jetzt: Der Heilige Krieg und Der Kampf). Durch eine sehr niedliche, freilich etwas spielerische Ausstattung empfehlen sich die Kriegs- und Soldatenlieder der Orplidbücherei /Berlin, Juncker/, kleine Pappbändchen mit bunten Zeichnungen darin. Der stattlichere Band Der deutsche Krieg in deutschen Dichtungen /München, Beck/ versucht die vorhandene Masse bereits in feste stoffliche Gruppen zu ordnen. Während die Hefte, die der Verfasser dieser Rundschau herausgibt (Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht /Berlin, Morawe & Scheffelt/) vorsichtig in großen Abständen den Zeitereignissen folgen. Die Tendenz dieser Sammlung ist: in keinem Fall Gesinnungsausdruck und dokumentarisches Interesse (sowenig deren Bedeutung ganz vernachlässigt werden kann) völlig über den künstlerischen Wert herrschen zu lassen und nirgends auf ein Mindestmaß gestaltender Kraft, auf eine einigermaßen übermomentane Lebensfähigkeit des Gedichts zu verzichten. Daß bei Anwendung dieses Prinzips die eng aktuellen Gedichte fast ganz ausscheiden und die unmittelbare Kampfbegeisterung sehr selten wird, während der Ausdruck allgemeinemenschlichen Begreifens und die Stimmen des Leidens und Mitleidens sehr stark hervortreten, ist gewiß nicht ohne symptomatisches Interesse.

Außer den ausgesprochen lyrischen Anthologien ist zur Weihnachtszeit und

zur Jahreswende noch eine ganze Reihe von Sammelwerken und Büchern, Kalendern, Almanachen, erschienen, die größtenteils dichterischen Inhalts sind und sich dem Krieg zuwenden. Von ihnen scheinen mir zwei beachtenswert. Das hübsche, feste und interessant illustrierte Deutsche Soldatenbuch, das der Schutzverband deutscher Schriftsteller in der Deutschen Bibliothek herausgegeben hat, und das mit außerordentlichem Geschick alle möglichen Beziehungen des Menschlichen zum Kriegereignis illustriert. Der Band hat neben Moltke Wolfgang Heine, neben Gottfried Traub den Grafen Reventlow zum Mitarbeiter und bietet neben Versen von Fontane, Liliencron und Mörike Bilder von Orlik und Hettner. Ebenso vortrefflich bewältigt einen noch größeren Stoff der Kriegsalmanach des Inselverlags. Er stellt eine Reihe zeitgenössischer Gedichte (einige Gesänge von Rilke sind zu erwähnen) voran und gibt dann in Chronikstellen und Gedichten etwas wie eine lebendige Kriegsgeschichte des deutschen Volkes.

× **Wirtschaftliche Lage der Dichter** ×

Es sträubt sich etwas in uns die Dichter als eine soziale Klasse zu betrachten. Empfangen sie doch ihr Amt in einer Tiefe, die noch tiefer als die Wurzeln aller gesellschaftlichen Scheidungen ist. Und tatsächlich werden die Poeten auch nie in einer sozialen Klasse aufgehen, und es wird wohl immer Gutsbesitzer, Ärzte und Handarbeiter geben, die zugleich Dichter sind. Trotzdem besteht die Tatsache, daß die erhebliche Zahl der Poeten, die nach der heutigen Gesellschaftsordnung vom Ertrag ihrer Feder auch leben müssen, und die noch größere Zahl derer, die außerhalb ihrer künstlerischen Leistung eine Schriftstellerei betreiben, von der sie leben, etwas wie eine soziale Klasse bilden, eine Berufsschicht, die freilich ohne feste Grenze in den allgemeinen Schriftstellerstand, ja in den Journalismus hinüberfließt. Diese Menschengruppe ist nun durch den Krieg sehr schwer getroffen worden. Denn fast die erste Einschränkung der Gesellschaft trifft allenthalben den Luxus geistiger Genüsse. Überhaupt, bei gewissen Krisen ist es der Mittelstand, besonders der akademisch-kultivierte, der am meisten zu leiden pflegt, weil er bei anspruchsvolleren Lebensgewohnheiten keine geeignete Schutzorganisation und eine gesteigerte Scheu vor Inanspruchnahme öffentlicher Hilfe hat.

Im Feld steht ein nicht allzu großer Teil der deutschen Dichter; darunter natürlich ziemlich viele von den allerjüngsten Lyrikern, die gerade im militärpflichtigen Alter sind. Die große Masse ist daheim, und für einen ganz großen Teil dieser Menschen bedeutet der Krieg einen wirtschaftlichen Zusammenbruch. Denn einmal stockte das Verlagsgeschäft; beinahe alle Buchpublikationen, die nicht zum Krieg in irgendeiner direkten Beziehung standen, hörten auf, und die schon im Buchhandel befindlichen Werke wurden nicht gekauft, die Dramen nicht gespielt, so daß alle direkten Einkünfte aus dichterischer Tätigkeit beängstigend zusammenschrumpften. Noch empfindlicher aber wurde für viele die fast völlige Auflösung jener Institution der Presse, die man Feuilletton nennt, in den ersten Monaten des Krieges. Denn nicht nur die meisten der sogenannten, sondern auch nicht wenige der wirklichen Dichter in Deutschland leben zum großen Teil von irgendeiner Art Mitarbeit an diesem undefinierbar bunten Teil unserer Zeitungen. Und als das Kriegsinteresse diese ganze Rubrik verschlang, entstand für viele eine außerordentliche Notlage. Die verschiedenen Pressevereine und namentlich der Schutzverband der deutschen Schriftsteller haben nach ihren schwachen Kräften sich bemüht hier durch direkte Unterstützung oder durch Arbeitsnachweis zu helfen, und einige, sehr wenige der großen Verlagsanstalten sind ihm dabei behilflich gewesen. Aber freilich ist zu befürchten, daß auch von dieser kärglichen Hilfe die Schriftsteller im außerkünstlerischen Wortsinn und die Journalisten mehr Nutzen gehabt haben als die Dichter, die ihrer ganzen Natur nach schwer zu solchen Organisationen hinfinden. Weshalb es nicht immer bloß an der Schlechtigkeit und Undankbarkeit der Gesellschaft sondern einer wirklich nicht immer leicht zu überwindenden technischen Schwierigkeit liegt, wenn der Dichter oft Not leidet und selten Hilfe findet.

× † ×
 Wied † Als eine Persönlichkeit von nahezu europäischem Ruf starb am 24. Oktober Gustav Wied. Er starb, wie es scheint, durch eigene Hand, und er starb sicherlich am Krieg. Am Krieg, der seine Seele vor Aufgaben stellte, denen sie nicht gewachsen war. Denn Gustav Wied konnte so wenig für irgendeine Partei in diesem Krieg wie etwa für den

Friedensgedanken gegen den Krieg Partei ergreifen: weil er an nichts glaubte sondern im eigentlichen Sinn des Wortes ein Nihilist war. Dieser große Satiriker, der unerschöpflich die menschliche Gemeinheit und Verlogenheit mit immer neuem Gelächter und immer wieder ans Licht zog, glaubte wirklich, daß der Mensch sich vom Tier »nur durch sein Getue« unterscheide, und daß es letzten Endes nichts auf sich habe, ob $2 \times 2 = 4$ oder $2 \times 2 = 5$ sei. Nur für die Menschen, die dem liebenswürdigen Tier am nächsten sind, für ganz junge oder ganz alte, hatte der boshafte Lacher eine Liebe, und das zwecklos hinspielende Sein von Kindern und Greisen zeichnete er oft mit einem Märchenhumor, der seine wie aller Dänen stilistische Abstammung von dem großen Hans Christian Andersen besonders klarmachte. Eine Welt, deren erschütternde Ereignisse unachtsichtig von jedem einzelnen eine Willensspannung, eine geistige Parteinahme forderten, bot für diesen schmerzhaft Lachenden keinen Platz. Und so ist Gustav Wied herausgegangen.

× ×
 Romane Das Buch des jungen Erzählers Leonhard Frank Die Räuberbande /München, Georg Müller/ spielt in Würzburg und vermittelt ein außerordentlich starkes Gefühl von dieser Stadt, in deren üppig weicher Luft sich ein altmodisches Kleinbürgertum breit zwischen den zahllosen Kirchen hinschiebt. Die Räuberbande ist ein Bund phantastisch großzügiger Knaben, die in einem geheimen Gang des Schlossbergs tagen, zu den Indianern in die Prärie wollen und einstweilen die bürgerliche Gesellschaft durch allerlei Schandtaten berumruhigen. Allgemach und auf den verschiedensten Wegen werden aus diesen hochfliegenden Burschen allzu normale Würzburger Philister, Mitglieder des Skatklubs Bargeld lacht. Der Duckmäuser dagegen, der nicht in dem jugendlichen Bund geduldet wurde, kehrt eines Tages von wirklichen Abenteuerfahrten zurück — aber als ein rüder und ziemlich blöder Matrose. Die naive Verwirklichung von Knabenidealen macht genau so Philister wie ihre völlige Preisgabe. Es kommt darauf an sie ins Geistige, in höhere Wirklichkeit zu übersetzen. Das gelingt nur zweien: einer mit dem Indianernamen Winnetou wird Mönch, und einer, der in der Bande nach Karl Mays Holden Old Shatterhand hieß, wird Künstler, Maler. (Ob

ein siegreicher oder einer, den die Bosheit der Menschen zum Selbstmord treibt, wird nicht ganz klar. Denn Frank führt, halb real halb spukhaft, ein anderes, zweites Ich Old Shatterhands, einen Fremden, ein, der jede Lebenssituation, in der sich Old Shatterhand verirrt, klar durchschaut und überwindet. Diese, wohl aus Wedekinds Frühlings Erwachen herübergewanderte Figur steht in einem merkwürdigen Kontrast zu dem sonst sehr realistischen Stil Franks. Macht doch dies Buch gerade noch einen jugendlich unreifen Eindruck wegen der Fülle sinnlicher Details, die immer mit großer, impressionistischer Verve hingestellt sind, aber häufig mehr eine Vorliebe für Tatsachen, speziell auch peinliche Tatsachen, bezeugen, als daß sie dem künstlerischen Zweck des Ganzen dienen. Diesem oft noch unsymbolischen Naturalismus entspricht dann die etwas kalt allegorische Art, in der anzügliche Namen, wie Vierkant, Mager, Benommen usw., gegeben werden. Geradezu persönlich gekränkt hat es mich, daß um seines vielleicht etwas komischen Wortsinns willen, einer der ehrwürdigsten Namen der deutschen Geistesgeschichte, Immermann, für den abscheulichsten Schubbiack des ganzen Buches bemüht worden ist. Das alles sind natürlich Kleinigkeiten, die die Freude an der Begegnung mit einem neuen Autor nicht stören können, der nicht nur eine prachtvolle Fülle sinnlicher Anschauung, sondern, was viel wichtiger und viel seltener ist, auch ein großes Gefühl für den ewigen Freiheitskampf der Seele besitzt.

× Preisverteilung

Es ist ein gutes und schönes Zeichen, daß in Deutschland wie in Österreich-Ungarn die künstlerischen Preiskonkurrenzen trotz des Krieges ihren normalen Verlauf genommen haben. Der Kleistpreis ist zu gleichen Teilen an Hermann Essig und Fritz von Unruh verteilt worden. Essig hat seit ein paar Jahren eine ganze Schar dramatischer Gedichte veröffentlicht. Alle sind die Zeugen einer merkwürdigen und spezifisch dramatischen Gestaltungskraft, einer außerordentlichen Fähigkeit in scharfen, kantigen Dialogwendungen zu charakterisieren und kämpfendes Leben vorwärts zu treiben. Aber alle waren sie von einer entsetzlich dumpfen, animalisch wüsten Atmosphäre erfüllt, in der es statt Menschengesichter nur Tierfratzen zu geben schien, und alle tierischen Instinkte geistlos durchein-

anderbrodelten: was formal als ein Mangel im Aufbau, in klarer Fortentwicklung zum Ausdruck kam. Doch scheint es sich in seinen letzten Werken etwas zu lichten. Fritz von Unruh hat sich mit einem so starken wie unreifen Drama Offiziere eingeführt und hat jetzt den Preis für ein Drama Louis Ferdinand /Berlin, Reiß/ erhalten. Er stellt diese einzig romantische Jünglingsgestalt der Hohenzollern in die große Katastrophenstimmung von 1806. Was die Kunst angeht durch einen tuffenden, springenden, federnden, nervösen Dialog Stimmung zu erzeugen und Leben zu erwecken, so ist Unruh ganz außerordentlich begabt und braucht nicht einmal einen Vergleich mit Kleist zu scheuen. Aber was Kleist daneben und darüber hinaus hat: die geistig gebietende, wuchtig ausrollende Kraft der Periode, und die Fähigkeit einer klar durchdringenden dramatischen Organisation, darin ist sein Jünger einsteilen noch sehr weit hinter dem großen Vorbild zurück. Er bietet vorläufig mehr das Schauspiel eines großen, unklaren Temperaments als das eines gestalten- den Genius.

Der Fontanepreis fiel auf Franks oben besprochenen Roman von der Räuberbande. Wie mir scheint: eine wohlberechtigte Auszeichnung.

Der Preis des Deutschen Volkstheaters in Wien wurde dem Dramatiker Gustav Streicher für seine Dichtung Traumland erteilt.

× Kurze Chronik Auf dem Schlachtfeld fiel der junge Lyriker E. W. Lotz. Dann

Ernst Stadler, Dozent an der Straßburger Universität, von dem in engeren Kreisen Dichtungen von etwas präziöser Form und starker innerlicher Haltung geschätzt wurden. Merkwürdig war das Ende von Hermann Loens, dem Hannoverischen Heimatdichter, von dem zuletzt ein starkes episches Gedicht aus dem 30jährigen Krieg Der Werwolf /Jena, Diederichs/ durchgedrungen war, und der sehr reizende Volkslieder geschrieben hat. Loens (recte Freiherr von der Leyen) erinnert in vielen Stücken an Liliencron, nur daß seine künstlerische Kraft vielleicht um ebensoviel geringer war als er das von Liliencron bedichtete Abenteuer- und Jägerleben noch intensiver lebte. So schuf jener einen neuen Liedton, dieser nur anmutige Variationen über neue Volkslieder. Als der Krieg kam, stellte sich der 48jährige Jägersmann sofort

als Freiwilliger, und als die Ausbildung ihm zu langweilig wurde, brannte er mit einem Truppentransport einfach an die Front durch, wurde auch wirklich eingestellt und ward nach 3 Tagen in einem Schützengraben vor Reims erschossen. Vor Soissons fiel im Januar der junge, schwerblütig ringende ostpreußische Lyriker Walther Heymann, dessen kurzes Lebenswerk hier noch betrachtet werden wird. × An den Folgen der Verschlimmerung, die sein altes Leiden im belgischen Feldzug erfuhr, ist A. W. von Heymel am 26. November in Berlin gestorben. Ein überaus liebenswürdiger Charakter, ein Mensch von prächtigem Temperament. Seinem Mäzenatentum ist die Gründung der Insel zu verdanken und namentlich des Inselverlags, der jene Zeitschrift überdauerte und sich immer größere literarische und bibliophile Verdienste erwarb. Kürzlich brachte übrigens dieser Verlag Heymels Gesammelte Gedichte in prächtiger Ausstattung heraus. Wie es um die Qualitäten Heymels als Dichter stand, wird hier noch gelegentlich erörtert werden. × Am 9. Oktober starb in Wien Leo Ebermann, den man hier auch mehr um seiner literarischen Stellung als um seiner Werke willen erwähnen muß, nur daß er ein ebenso unglücklicher Mensch war wie Heymel ein glücklicher. In den neunziger Jahren hatte die Wiener Kritik in einem krampfhaften Bedürfnis nach einem Lokalheros Ebermanns durchaus epigonisches Theaterstück Die Athenerin furchtbar emporgelobt. An der Enttäuschung, die dieser unberechtigten Erhebung notwendig folgen mußte, starb der arme Mensch langsam dahin. × Am 9. Dezember starb noch jung der Erzähler Hans von Hoffenthal, von dem eben ein neuer Roman, betitelt Moj, im Ullsteinverlag erschienen war. Das war ein sauber geschriebenes, von kleinen dichterischen Lichtern überspieltes Buch, das in sentimentalischer Breite die Geschichte eines braven Mädchens erzählt, das an der Tugendhaftigkeit seiner drei Liebhaber zugrunde geht. × Der außerordentliche Professor für Literaturgeschichte an der Universität Berlin Richard M. Meyer ist am 8. Oktober gestorben. Meyer hat sich zuerst durch seine Goethebiographie, dann durch seine Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert, zuletzt noch durch ein Buch über Nietzsche einen Namen gemacht. Überaus umfangreich und vielseitig war auch seine

Tätigkeit als kritischer Publizist. Oberhaupt war er wohl einer der belesensten Menschen in Deutschland. Auch hatte dieser akademische Lehrer ein durch kein akademisches Vorurteil eingeschränktes Interesse für die jüngste lebendige Literatur.

Bühnenkunst / Rudolf Kurtz

Krieg und Bühnenkunst Eine unmittelbare Umsetzung der historischen Ereignisse in Kunst wird niemand verlangen. Dazu bedarf es der Verklärung durch die Zeit, Unwesentliches muß ausgestoßen werden, die allzu genauen Daten müssen sich zu großen Linien verwischen. Auch ist nicht zu verlangen, daß jeder Krieg einen Kleist hervorbringt. Aber das Repertoire unserer großen Bühnen hätte in einem innigern Zusammenhang zu den allgemeinen Gefühlsvorgängen stehen dürfen. Das Gefühl heimischer Erde bis ins Blut hinein verpflichtet zu sein muß von jeder Bühne das Parkett ergreifen. Warum erfaßt das Theater nicht seine bedeutende Funktion das nationale Bewußtsein zu konsolidieren? Keine Bühne hat es für ihre Pflicht gehalten die Hermannsschlacht herauszubringen, nicht einmal Minna von Barnhelm und der Prinz von Homburg leuchten greller in die Zeit. Jetzt ist der Augenblick in einem Kleistzyklus ein tiefes Bild von deutscher Kunst zu geben, jetzt sollte der erlauchte Geist Lessings die deutsche Sendung verkünden dürfen. Und wer von kaufmännischen Gesichtspunkten durchaus urteilt: hier ist eine Konjunktur, der sich auch geistiger Gewinn abringen läßt. Wählt aus den Dichtern 18. und 19. Jahrhunderts das Wertvolle, das sonst nie das Rampenlicht erblicken darf: die ernstere Stimmung hat die künstlerische Empfänglichkeit zweifellos gesteigert. Für den Tag läßt sich nichts dichten. Goethe, zu einem vaterländischen Festspiel verpflichtet, steigert den Anlaß zu einer Angelegenheit der ganzen Menschheit und wirkt kühl, weil man die jauchzende Lust des Moments erwartet. Des Epimenides Erwachen ist eigentlich die Form überhaupt, in der ein Künstler auf die Erregungen einer noch nicht historisch gewordenen Zeit antwortet. Man darf nicht erwarten, daß der Moment sich dichterisch verfestigt. Ereignisse gewinnen ihre Tiefe erst in der Erinnerung, im Umkreis ihrer Ursachen und Wirkungen. Das Jahrzehnt nach dem Krieg wird die Pflicht haben die Ernte zu bringen.

Auch die Frage des Verhältnisses zum Ausland hat der Krieg neu belebt. Ein Theaterdirektor hat den unbegreiflichen Einfall gehabt die Legitimität Shakespeares auf deutschen Bühnen durch eine Umfrage feststellen zu lassen. Hier droht aus Unbildung und Borniertheit eine Gefahr. Kunst ist doch keine Sache einer bestimmten Kategorie von Menschen. Ihr Dasein knüpft sich doch nicht an geographische oder physiologische Eigenarten. Kunst ist eine Sache der Menschheit. Ein Barbar, der ein Land von dem künstlerischen Kreislauf in der Kulturwelt abschließen will, hat nie ein ernstes künstlerisches Erlebnis gehabt. Schöpfungen des Geistes gehören der Welt: die stärkste Konzeption dieses Gedankens ist für uns Deutsche ewig an den Namen Goethes geknüpft; an die Menschen der goethischen Zeit, die den Geist fremdsprachiger Welten in deutsche Formen zwangen. Ein Werk des Geistes uns vorenthalten zu wollen, nur weil es nicht von einem Deutschen geschaffen wurde, heißt ein Zurücksinken in eine negerhafte Urwelt, über die zu debattieren sinnlos ist. Durchwirkung der eigenen Welt mit fremden Welten: das war noch immer das Merkmal eines geistigen Volkes, es ist das bevorzugte Merkmal des deutschen Volkes, in dessen Fundamenten die Schöpfungen Shakespeares, Cervantes', Dantes, Voltaires, Rousseaus und Dostojewskijs unentfernbar eingemauert sind.

Während es eine edle Aufgabe wäre den nationalen Anreiz der Zeit durch Ausgrabungen weniger marktgängiger deutscher Dichter zu beantworten, füllen sich die deutschen Bühnen mit Spezialitätengenüssen. Ich habe diese kriegsbegeisterte Sentimentalität in einem Dutzend Formen über mich ergehen lassen müssen: vom schwarzweißroten Ballett bis zum Grammophon, das die Wacht am Rhein kreischt. Am geschmackvollsten blieb noch das Berliner Theater, das für seine Extrablätter in Oscar Sabo einen Komiker von bemerkenswertem Stil besitzt und über das ein gewisser Geschmack wacht. Die Jahresrevue des Metropoltheaters, woran wir denken, ist ganz auf den ranzigen Lyriasmus des Titels gestellt; nur die Massary versöhnt mit all diesen billigen Effekten: ein strahlendes Temperament, jede Dummheit mit lachender Menschlichkeit erfüllend und den Riesenraum mit einer Frische beherrschend, daß man nicht ganz ohne künstlerische Eindrücke weggeht. Die übrigen vaterländischen Festspiele sind in meiner

Erinnerung zu einem Teig zusammengeronnen; eine irgendwie bemerkenswerte Leistung wüßte ich nicht herauszuheben.

X

Kinoprobleme In einer Flugschrift des Dürerbunds behandelt Herman Häfker die Aufgaben der Kinematographie in diesem Krieg. Das Kino wird vom Verfasser völlig als Mittel der Volksbildung betrachtet. Aus diesem Gesichtspunkt fordert er die durch den Krieg geschaffene Lage für die Säuberung des Markts von den Sensationsfilmen zu benutzen. »Das Wesensgebiet der Kinematographie ist es Wirklichkeitsaufnahmen unabhängig von Zeit und Raum aufzubewahren und wiederzugeben.« Damit ist die Aufgabe des Kinos zu eng gefaßt. Gerade dieser angenehmen Mischung von Technik und Einfall ist die Aufgabe zuzuordnen jene oberflächlicheren Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, die in allen anderen Spielformen der Kunst auf zu edles Material stoßen und infolgedessen banal wirken. Im Kino sind jene halsbrecherischen Vorgänge erträglich, die den vom Tag allzu gleichmäßig beruhigten Blutumlauf momentan beschleunigen; im Kino wirken jene Detektivballaden erfrischend, die gedruckt allzuleicht an die edleren Aufgaben des Schrifttums erinnern. Das Bedürfnis nach leichteren, schnell erledigten Erregungen besteht mit Notwendigkeit: ich berufe mich nicht einmal auf die historischen Tatsachen, daß geniale Menschen *Sensationsromane* für bestimmte Stunden bevorzugten. Unbedingte recht hat der Verfasser mit seinem Angriff auf die schrecklichen *Kinodramen*, die in ermüdender Regelmäßigkeit die gleichen Typen familiärer Ereignisse in gleich abernen Zusammenhängen bringen. Aber das darf nicht in die Forderung ausarten das Kino prinzipiell in ein Projektionsvertragstheater mit Lichtbildern und Erläuterungen umzuwandeln. Die Frage, wieweit das Kino für künstlerische Produktion tragfähig ist, steht hier nicht zur Diskussion. Aber ein Regisseur wie Max Mack ist zweifellos ein künstlerischer Faktor: und die Regie behält ihren seelenhaften Charakter natürlich auch im Film, und manche Werke des genannten Regisseurs wirken durchaus als runde, in sich geschlossene Kunstwerke.

X
KurzeC

Am 21. Januar starb in Berlin Hans Pagay, der klassische Darsteller der lebensgesättigten guten Greise. Seine

darstellende Kraft war bis zum letzten Tag so groß, daß sie seine körperlichen Schwächen zu wirkungsvollen Charakterisierungsmitteln verklärte. Die Linie vom Totengräber im Hamlet bis zur verletzten Romantik des alten Werle beherrschte er mit Meisterschaft. × Die Berliner Freien Volksbühnen eröffneten ihr eigenes Theater am Bülowplatz. Die architektonischen und technischen Vorzüge des Hauses, das das Problem des großen Raums genial löst, sind hier in den Rubriken Technik und Kunstgewerbe (in diesem Band, pag. 56 ff. und 62 f.) bereits geschildert worden. Über die bühnlichen Leistungen soll berichtet werden, wenn mehr Material vorliegt. × Das Deutsche Künstlertheater ging in die Direktion Barnowsky über. Auch hierüber einiges zu gelegener Zeit.

× **Literatur** ×
 Der praktische Kopf ist in der deutschen Theaterkritik selten. Der Betrachter empfindet sich immer im Parterre, er sieht aus dem Dunklen in den strahlenden Bühnenausschnitt: er steht dem Verfasser des Bühnentextes näher als dem Regisseur. Siegfried Jacobsohn, der jetzt den 3. Band seines Jahrs der Bühne /Berlin, Oesterheld/ hat erscheinen lassen (die beiden ersten sind in dieser Rundschau, 1912, 3. Band, pag. 1584, und 1914, 2. Band, pag. 1009, bereits besprochen), ist vielleicht der einzige unter den Theaterkritikern, die ihrer Natur nach dem letzten Bühnenarbeiter sich näher fühlen als dem Dozenten im Parkett. Er erlebt, er erleidet die Umsetzung des geschriebenen Textes in die bühnliche Wirksamkeit: er sieht in der Ordnung von bemalter Leinwand, plastischen Requisiten, Lichtern, Gesten, Bewegungen und Ineinanderspielen die eigentliche Existenz der Schaubühne. Seine Bücher gelten keinem großen Dichter; sie stellen eindeutig den großen Schauspieler als ihr Objekt heraus, mehr noch: den großen Regisseur. Ein ungemeines Lebendigkeit in der Atmosphäre der Bühne zeichnet seine Bücher aus. Es ist möglich, daß Jacobsohn in der ästhetischen Analyse eines Dramas sich mit kleinen Gesichtspunkten begnügt, aber keiner in Deutschland wird die bühnliche Charakteristik besser geben, keiner wird die Berechtigung des geschriebenen Werks in Regie und Schauspielkunst neue Wirklichkeit zu gewinnen lebendiger schildern. Ich wüßte heute keine Schrift zu nennen, aus der mehr über

das eigentlich Theaterhafte zu erfahren wäre, als aus diesen Berliner Dramaturgieen Jacobsohns, die sich (unter Ablehnung jedes Vergleichens) von den Lessingschen prinzipiell durch ihre untheoretische, schreibtschlose Eingestelltheit unterscheiden. Wie Jacobsohn die Fähigkeiten des Regisseurs Hauptmann aus seinen Streichungen und Öffnungen, aus seinen Betonungen und Verschleierungen im Tell herausholt: das ist einfach ein Paradigma moderner Theaterkritik. Seine Schauspieleranalysen verzichten darauf aus Einzelheiten gleichsam nach historischer Methode einen Charakter herauszubilden: er begnügt sich mit dem bezeichnenden Zug, verknüpft ihn mit der Gesamtaufassung des Schauspielers, den er wiederum in den größern Verband der Regieleistung einzuordnen sucht. Es ist in dem ganzen Buch keine Charakteristik Bassermanns, kein Porträt Reinhardts; aber aus zahllosen aufschlußreichen Einzelheiten setzt sich eine außerordentlich farbige Vorstellung zusammen. Wo Jacobsohn ein geschlossenes Bild zu geben sucht, wie in einem Geburtstagsgruß an Vollmer, zerfällt es in ein Bündel Aperçus, die erst der Leser, nachbildend, zusammenfassen muß. Vielleicht erhöht das die Unmittelbarkeit dieses Buches. Und daß Jacobsohn menschlich ein prachtvoller Parteilänger ist, der sich mit wahrer Begeisterung verhaut, der mit prallen Fäusten drauf los geht, wenn ihm etwas nicht gefällt, das gibt dem Buch eine frohbelebte ganz untheoretische Frische. Eine Frische, die durch einen zurückhaltenden Journalismus angenehm wird, durch eine saubere Farbigkeit, durch ein gefälliges Tempo des Aufbaus, ja ich muß sagen: durch die Liebenswürdigkeit eines begeisterten Menschen, der an seinem Metier die hellsten Freuden erlebt. Mir persönlich steht ein Typus wie Kerr näher, der aus dem Herz der Dinge ihr bewegtes Gegenbild herausholt; aber ich habe kaum ein dramaturgisches Werk neuerer Zeit mit größerm Vergnügen gelesen als dieses Jahr der Bühne, gerade weil es streng von dem bemerkenswerten Willen dirigiert wird aus einer Kritik kein Drama zu machen.

KULTUR

Kolonisation / Herman Kranold

Missionsmethoden

Es gibt verschiedene Methoden das Christentum über alle Länder auszubreiten. Die ältere und auch heute

noch am weitesten verbreitete sieht die Mittel zu ihrem Ziel in der direkten Predigt und in dem Unterricht in den Glaubenssätzen; die jüngere, heraufkommende sieht diesen Weg in dem Versuch die heidnischen Völker zu der Gesamtheit christlicher Kultur, geistiger wie materieller, zu führen. Wenn man sich ein Urteil über die Aussichten beider Methoden bilden will, so findet man zunächst einen äußerlichen Fingerzeig. Die hauptsächlichsten Verfechter der ältern, direkten Methode sitzen in der Mehrzahl in Europa, die der indirekten in den Missionsgebieten selbst. Die in der Heimat sitzen, sind Verwaltungsbeamte, wollen praktische Erfolge, gewonnene Seelen sehen, wollen, was geleistet wurde, greifbar anfassen können, und sei es auch nur in statistischen Zeichen; die direkte Methode geht auf die Erzielung möglichst vieler Übertritte aus und liefert solche Zahlen. Auch ihre Verfechter haben, freilich nebenher, sich der materiellen Kultur der missionierten Völker angenommen, aber nur aus Not, nicht aus Grundsatz; in Glaubenssachen sind sie intransigent. Die jüngere Schule gibt zu, daß für manche Völker diese direkte Methode vielleicht die richtige gewesen sein mag. Sie nimmt aber zwei Gruppen von Völkern aus: einmal die, die von einer Herrenminorität ausgebeutet, langsam geschlachtet und in für europäische Begriffe unfaßbarem Maß verelendet werden; dann aber die Völker, die, wie namentlich die Inder, ein ausgebildetes philosophisch-religiöses System haben, das an Größe (wenn auch nicht an Qualität) der Vision und an Reichtum der geschichtlichen Vergangenheit dem Christentum nicht nachsteht. Als Beispiele für den ersten Fall lassen sich die Erfahrungen der Jesuiten in Paraguay, der großen afrikanischen Missionare (Moffat im Zululand, Livingstone bei den Matabele, der Schotten im Nyassalandprotektorat) anführen; für den zweiten die relativen Mißerfolge der Mission in Indien, die absoluten in Japan und China. Die erste Gruppe von Völkern verschwindet mit dem Vordringen der Völkerbefreiung durch die europäische Kolonisation langsam. Um so größer wird die zweite: Der durch die Europäer mit besseren Kommunikationsmitteln ausgestattete Islam macht in Mittelafrrika außerordentliche Fortschritte. Er ist in vielen Dingen zugkräftiger für Missionszwecke als das Christentum; er ist vor allem in der Lage mit den ge-

schlechtlichen Sitten der Neger, vor allem der Vielweiberei, sich abzufinden. Gerade darin ist das Christentum der europäischen Missionen ganz intransigent; gerade hierin aber neigt der Schwarze besonders zum Festhalten an den überkommenen Gewohnheiten. In der englischen Kolonie Südnigerien zum Beispiel hat dieser Konflikt zur Entstehung einer christlichen Eingeborenenkirche mit Duldung der Polygamie geführt, der African Church. Sie vermag, wie John H. Harris (Dawn in darkest Africa /London, Smith & Elders/) ausführt, nicht nur sich selbst finanziell zu erhalten, sondern sie entwickelt auch eine rege und zugkräftige Propaganda. Dagegen würde eine Änderung der bisherigen Haltung der Missionen besonders dem Islam, aber auch solchen, auf die Dauer auch politisch recht gefährlichen Kirchenbildungen vielleicht Einhalt gebieten können. Wie schwer ist es aber für christliche Missionare hierin umzulenken, und wie zweischneidig ist das Mittel, zumal die Entvölkerung vieler, besonders zentralafrikanischer Gegenden, die mit der Aufhebung der Sklaverei nicht halt gemacht hat, wohl mit Recht zum Teil auf die polygamischen Sitten der Negervölker zurückgeführt wird, da derartige polygamische Verhältnisse dort nicht entfernt die Fruchtbarkeit zur Folge haben, die zur Aufrechterhaltung und gar zur Steigerung der Bevölkerungszahl notwendig wäre. Ein Nachgeben der Missionen auf diesem Gebiet würde also wieder zu anderen Übeln führen. Es ist klar, daß aus einer solchen Klemme nicht Predigt des Wortes Gottes allein herausführen kann, sondern daß, wenn man eine dem westeuropäischen Kapitalismus entsprossene Moral in Afrika einbürgern will, es darauf ankommt auch die kapitalistische Wirtschaft in diesen Gebieten einzubürgern. Dafür aber arbeitet die indirekte Methode. Der erste große Zusammenstoß der beiden Missionsrichtungen erfolgte ebenfalls in Mittelafrrika, im Gebiet des vordringenden Islam. Aber er entsprang einer andern Schwierigkeit. Die verschiedenen Sekten, großen und kleinen, in die die christlichen Kirchen in Europa zerteilt sind, haben sich schablonenmäßig auf die von ihnen geschaffenen und von ihren Gläubigen unterhaltenen Missionen übertragen. Ihnen steht der Islam als ein viel einheitlicherer Glaubensblock gegenüber, er hat infolgedessen wieder eine so bedeutend größere Stoßkraft erhalten, daß er

zum Beispiel in Britisch Ostafrika, in Uganda, auf Sansibar die christliche Mission völlig in die Defensive gedrängt hat. Im Jahr 1913 fand nun in Kikuyu (Britisch Ostafrika) eine Bischofskonferenz verschiedener christlicher Missionen statt. Das Ergebnis war ein Antrag an die heimischen Instanzen der verschiedenen Kirchen, denen die Versammelten angehörten, der dahin ging einer gemeinsamen Regelung der Abendmahlspraxis und anderer Kultangelegenheiten zuzustimmen; durch einen gemeinsamen Abendmahlsgang demonstrierten die Konferenzteilnehmer ihr enges religiöses Zusammengehörigkeitsgefühl. Norman Maclean (Africa in Transformation /London, Nisbet/) hat auf das anschaulichste die Notlage geschildert, aus der diese Beschlüsse geboren worden sind. Irgendeinen positiven Erfolg hatte dieses Unternehmen, das schließlich auf eine Union der christlichen Kirchen in Mitteleuropa abzielte, nicht. Ein Sturm der Entrüstung brach unter den Geldbeutelmissionären in England los und fetzte alles weg, was sich an Hoffnungen für die Zukunft aufzutun schien.

Ob auch auf die Dauer? Wird nicht die Not schließlich diesen Schritt erzwingen? Zu dieser Frage ermutigt ein anderes Buch: Sollen wir die Hindus zu Proselyten machen oder Indien evangelisieren? fragt Bernard Lucas im Untertitel seines Werkes *Our Task in India* /London, Macmillan/. Er erfaßt im Zusammenhang den ganzen Umfang des Problems; er schildert das Mißtrauen, das der Seelenfang der Missionen und ihre Finanzpolitik in Indien erregt haben und erregen mußten; er zeigt, wie das Bestreben Seelen zu gewinnen die Missionen dem Verdacht aussetzen mußte, als wollten sie das in erster Linie um der Gelder willen, mit denen diese Seelen zum Bestand der Missionen beitragen. Er zeigt die Schwächen rein predigenden, dogmatischen Vorgehens gegenüber dem Buddhismus. Er verflucht auch in seine Darstellung den aufkommenden indischen Nationalismus und zieht aus alledem die Konsequenz, daß eine unabhängige indische christliche Nationalkirche zu erstreben sei, die die Kostbarkeiten christlicher Ethik an den Schatz indischer Kultur und Bildung anknüpft. Lucas ist kein Fanatiker seines Standpunkts. Er, der Vorkämpfer der indirekten Methode, sucht immerfort die ältere Richtung der Missionen, der er doch so verderbliche Wirkung zu-

schreibt, zu entschuldigen, als notwendige historische Durchgangsstufe zu erklären. Um so tiefer ist der Eindruck, den sein Plädoyer für seine eigene Meinung macht. Er betont immer wieder, daß zu dem, was er »Indien evangelisieren« nennt, der Weg über praktische Hilfsarbeit führe. Er sieht eine wesentliche Quelle der christlichen Überlegenheit über den Buddhismus in dem praktisch-tätigen Charakter der christlichen Moral; für ihn müssen die Missionare in erster Linie Ärzte, Lehrer, soziale Fürsorger der zu missionierenden Bevölkerung sein, und er deutet an vielen Stellen an, daß Indien für solches Tun noch Gelegenheit genug biete. In der Tat scheint das der Weg zu sein dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Der gegenwärtige Krieg hat ja gezeigt, daß die englische Herrschaft in Indien, wenn sie auch noch hält, doch nur auf etwas schwachen Füßen steht. England ist aber in Indien, ebenso wie in seinen mitteleuropäischen Gebieten, der Repräsentant der weißen Rasse und der westeuropäischen Kultur. Wenn es die Pflichten, die ihm daraus erwachsen, gelegentlich auch gröblich verkannt hat, so bleibt die Sache selbst doch so wie sie ist. Und deshalb könnten auch wir Deutsche aus solchen Krisen lernen. Unsere eigene Kolonisationsarbeit wird durch die Schwierigkeiten, die in gleicher Weise auch unseren Missionen nicht erspart bleiben, nicht erleichtert. Wir haben aber nicht die Dauer und Ausdehnung der Erfahrungen für uns, um selbst aus Eigenem diese Dinge rechtzeitig zu lernen. Deshalb sollten wir uns die reichen Lehren der englischen Literatur recht zu Herzen nehmen und vor allem nicht vergessen, daß solche undogmatische Arbeit der Missionen auch bei uns nur dann Wirklichkeit werden kann, wenn die religiös undogmatischen Elemente unserer politisch leitenden Körperschaften sich mit warmem Herzen ihrer annehmen und nicht bloß kleine Fehler kritisieren sondern auch große Leistungen unterstützen.

× Englische Kolonialprobleme Im Jahr 1912-1913 wurden am King's College in London 6 Vorträge über Kolonialprobleme gehalten, die der Geschichtsprofessor F. J. C. Hearnshaw gesammelt hat erscheinen lassen (King's College Lectures on Colonial Problems /London, Bell/). Die wichtigsten Stücke scheinen mir die von Sir C. P. Lucas

über den Einfluß der Wissenschaft auf das Imperium und von Sidney Low über das Problem einer imperialen Exekutive zu sein. Lucas stellt im einzelnen dar, wie erst mit der Beseitigung großer Entfernungen durch Telegraph, Dampfschiff und Eisenbahn die Errichtung und der bisher dauernde Bestand des britischen Weltreichs ermöglicht worden sei. Als besonders schlagendes Beispiel erwähnt er die Zusammenschweißung der vielen divergierenden kanadischen Provinzen zu einem großen Reich durch den Bau der Canadian Pacific Railway. Sidney Low befaßt sich mit dem Kernproblem des britischen Imperialismus. Er schildert zu Eingang, wie wenig jetzt die disparaten Teile des Reiches an einander bindet, und wie die Gesetzgebungsbefugnisse des Londoner Parlaments gegenüber den großen und fortgeschrittenen Einheiten »beyond the Seas«, Kanada, Britisch Südafrika, Australien, Neuseeland, nur auf dem Papier stehen, geht dann auf die Ansätze zu einer engeren Gestaltung des Verhältnisses der Reichsteile zu einander ein, die er in dem Imperial Defence Committee und in der Imperial Conference erblickt, und skizziert schließlich eine Verfassung für das Reich, die auf durchaus föderalistischer Grundlage aufgebaut ist und als Zentralgewalt ein imperiales Parlament in Windsor hat. Wer britische Kolonialangelegenheiten näher kennen lernen will, wird mit Vorteil zu diesem Band greifen.

Der Krieg hat das allgemeine Interesse für Britisch Indien geweckt. Zur Orientierung über dieses Land sei in erster Linie A. Lovedays History and Economics of Indian Famines /London, Bell/ empfohlen. Die Arbeit gibt einen Maßstab, um, auf einem lebenswichtigen Sondergebiet, dem der Bekämpfung der lokal periodisch wiederkehrenden Hungersnöte, die positive Leistung der Engländer für das Wohlsein des indischen Mündels zu erkennen; sie vermittelt gleichzeitig in glücklichster Weise Einsicht in gewisse historische und geographische Grundtatsachen, die den Anfang jedes Urteils über indische Probleme macht.

Am aktuellsten sind natürlich jene Schriften, die den indischen Nationalismus behandeln. Zwei Publikationen, die mir vorliegen, sind, neben ihrer Eignung das vorübergehende Interesse zu befriedigen, gleichzeitig wertvolle Bereicherungen der dauernd wichtigen Literatur über diesen Gegenstand.

An erster Stelle nenne ich die Arbeit eines Inders, Radhakumud Mookerji, The Fundamental Unity of India /London, Longmans & Green/. Sein Thema ist zu beweisen, daß schon seit Urzeiten das Wort Indien im Bewußtsein des gebildeten Inders einen einheitlichen Begriff einer indischen Nation umschlossen hat. Ich kann nicht beurteilen, ob der Verfasser die Stellen aus indischen Dichtungen und Sagen, die er anführt, richtig übersetzt; das werden nur wenige Fachleute der Indologie verstehen. Aber man bekommt aus den Darlegungen, die der Verfasser an der Hand dieser übersetzten Sanskritzitate vorträgt, allerdings eine sehr klare Vorstellung davon, wie alt und eingewurzelt indisches Nationalbewußtsein schon ist, und wie wirksam es sich oft erwiesen hat. Eine unabhängige Würdigung des gegenwärtigen indischen Nationalismus versucht Edwyn Bevan in seinem Büchlein Indian Nationalism /London, Macmillan/. Er plädiert vor allem für Aufrichtigkeit auf englischer Seite: Es sei ganz klar, daß die britische Nation sich der Förderung indischer Wohlfahrt nicht um der schönen Augen der Inder willen annehme; aber diese aus egoistischen Motiven errichtete Herrschaft habe doch Außerordentliches geleistet. Vor allem jedoch betont der Verfasser, wie sehr die gesellschaftliche Zurücksetzung der indischen Elemente durch die Kolonialengländer die nationalen Gefühle dieses alten Kulturvolks verletzen muß, und er stellt demgegenüber die Pflicht der Engländer auf Indien zu politischer Selbständigkeit hinaufzuentwickeln. Dies liege vor allem auch im Interesse des englischen Reiches selbst. Man mag diesen Schluß für richtig oder verfehlt halten, man mag glauben, daß Indien, wenn es genug gelernt haben und genug Kapital besitzen wird, sich ganz aus dem englischen Reichsverband lösen und dann seinem natürlichen Schwergewicht entsprechend in den australasiatischen Wirtschaftskreis hineinwachsen wird; man wird aber immer wieder reiche Belehrung finden, wenn man das Werk in die Hand nimmt; seine 9 Druckbogen sind gedrängt voll von guten Gedanken.

× KurzeChronik Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Johannes Semler, ein verdienter Kolonialpolitiker, ist gestorben. Seine bedeutendste Leistung war

sein 4bändiges Werk über die tropische Agrikultur. × Gestorben ist auch Lord Roberts, der alte britische Kolonialkrieger. Er hat schon im indischen Aufstand von 1857 als junger Offizier mitgefochten, 1877 den Afghanenaufstand niedergeworfen und auch die wichtigste Etappe des Burenkriegs im Jahr 1900 als englischer Oberkommandierender geleitet. × Der Versuch der Regierung der Union von Südafrika den Krieg zu einem Eroberungszug gegen Deutsch Südwesafrika auszunutzen ist bisher militärisch kaum vom Fleck gerückt. Dagegen scheint er zu ernsthaftesten Komplikationen in der Union selbst geführt zu haben. × Professor Hans Meyer, der verdiente Kolonialgeograph, hat einen neugeschaffenen außerordentlichen Lehrstuhl für Kolonialwissenschaften an der Universität Leipzig erhalten.

× **Literatur** × In die allerersten Tage deutscher Kolonialpolitik führt uns das <nachträglich ergänzte und überarbeitete> Tagebuch aus den Jahren 1884 und 1885, das Max Buchner unter dem Titel Aurora colonialis bei Piloty & Loehle in München hat erscheinen lassen. Es war freilich keine freudige Morgenröte, die er als Adjutant und zeitweiliger Stellvertreter Nachtigals in Togo und Kamerun erlebte. Instruktionen des Berliner Auswärtigen Amtes hinderten ihn oft an Ort und Stelle gesammelte Erfahrungen zur Förderung seines Auftrags, nämlich zur Sicherung von deutschen Handelsplätzen in Kamerun, nutzbar zu machen, auch fuhr die ihm schließlich zu Hilfe geschickte Marine zuweilen in das Netz seiner vorsichtigen, schonenden, zuwartenden und langsam vorrückenden Pläne. So hat er das Gefühl an Ort und Stelle wenig geleistet zu haben, obwohl er seine Gesundheit aufs Spiel setzte und schließlich todkrank heimgebracht werden mußte. Wenn trotzdem die Erwerbung eines so ansehnlichen Gebiets wie das von Kamerun gelungen sei, so sei das, meint er, weniger auf sein Wirken an Ort und Stelle als vielmehr auf das in der ganzen damaligen weltpolitischen Lage begründete Anlehnungsbedürfnis Englands an Deutschland und auf die diplomatische Geschicklichkeit Bismarcks zurückzuführen. Buchner hat die Stämme, die das heutige Kamerun bevölkern, noch fast im

Urzustand gesehen. Besonders die Duala haben ihm und den deutschen Kriegsschiffen, die ihn zeitweilig unterstützten, zu schaffen gemacht. Dieser Stamm sah durch das Eingreifen einer europäischen Macht seine Monopolstellung als Zwischenhändler zwischen den Stämmen des Kameruner Innern und den Faktoreien europäischer Kaufhäuser an der Küste gefährdet und sträubte sich deshalb hartnäckig und geschickt gegen das Bestreben, dessen wahre Kraft Buchner war. Es ist eine Freude zu konstatieren, daß dieser alte Kolonialmann sich durch solchen Interessengegensatz durchaus nicht den Blick dafür trüben ließ, wie hervorragend tüchtig dieses Volk ist, wie begreiflich sein Widerstand gegen das Eindringen fremder Staatsmacht in sein Gehege war. Die Duala haben in dem ersten stellvertretenden Kommissar des Deutschen Reiches an der Kameruner Küste einen menschlichen, verständnisvollen, schonenden Gegenpart gefunden. × Unter dem Titel Beiträge zur Entstehung der ersten Kolonien in Nordamerika, Westindien und Südamerika gibt August Fischer in einem Heft der Publikationen der Wiener Exportakademie einen abrißartigen Überblick über die Kolonialgeschichte Amerikas, der sich als handliche Zusammenstellung zur schnellen Orientierung erweist. Ausführlicher behandelt ist nur die Geschichte der Befreiung des spanischen und portugiesischen Südamerika. × Eine Geschichte der deutschen Siedelungen in Britisch Kaffraria /München, Duncker & Humblot/ versucht Johannes Spanuth in einer Arbeit, die einen Beitrag zu der umfangreichen Erhebung des Vereins für Sozialpolitik über die Ansiedlung von Europäern in den Tropen bildet. Die Schrift ist sehr interessant, nur weiß man nicht so recht, wie sie in die Sammlung kommt; denn Britisch Kaffraria liegt nicht in den Tropen. × Eine Straitschrift Dr. W. Schellmanns Unser ostafrikanischer Plantagenkauschuk /Tanga, Usambarapost/ sucht die Kautschukpflanze Deutsch Ostafrikas und ihr Produkt gegen die Kritik eines Gegners in Schutz zu nehmen. Dem Leser, der jetzt die 1912 veröffentlichte Schrift in die Hand bekommt, wird weniger die Art interessant sein, wie der Verfasser seinen Gegner abführt, als vielmehr die vielen Einzelheiten aus den Erfahrungen der Planzer.